Vom neuen Kirchbau

von

Otto Bartning

Bruno Cassirer Verlag Berlin

SOME PENCIL NOTATIONS

[SII/3]

ORRGAED TO JPGC LETTER OF 19 II 85 ACCEPTED ✓

£ 42-50

E. R.

Vom neuen Kirchbau

Vom neuen Kirchbau

von

Otto Bartning

Mit 9 Bildern und 30 Skizzen

Bruno Cassirer Verlag · Berlin · 1919

Druck
der Spamerschen
Buchdruckerei in Leipzig

Inhalt

Erlebnisse 7
Begriff des Sakralen 25
Das Sakrale in der katholischen Kirche 35
Das radikale Bauprogramm der protestantischen Kirche 47
Das konservative Bauprogramm der protestantischen Kirche . . 83
Zeichen der Zeit 99
Ausblicke 121

Ev. Kirche mit Gemeindehaus in P. von Otto Bartning

Erlebnisse

Jahrelang habe ich mich gegen diese Niederschrift gewehrt. Wenn ich mich heute entschließe und statt des Zeichenstiftes die minder vertraute Feder nehme, geschieht es aus dem allmählich zum Zwange gewordenen Bedürfnis heraus, die mir auf der Seele brennende Frage des evangelischen Kirchbaues wo nicht zu beantworten, so doch zu umschreiben, wie sie sich mir aus der beruflichen Tätigkeit heraus immer deutlicher als Problem entgegengestellt hat.

In praktische Berührung mit der Frage brachte mich die „Los-von-Rom-Bewegung" in Österreich. Ein junger evangelischer Vikar, mit dem ich aus der Schulzeit befreundet war, hatte Anfang des Jahrhunderts seine friedliche und auch wohl etwas schläfrige Odenwaldgemeinde verlassen, um sich mit aller Lebenskraft dem minder friedlichen Neuaufbau einer steirischen Diasporagemeinde zu widmen, und kam auf einer seiner Vortragsreisen, durch die er bare Mittel für diesen Neuaufbau heranschaffen mußte, in unsere gemeinsame Heimat. Den Abend nach seinem Vortrage und schließlich den größten Teil der Nacht verbrachte er in meiner Arbeitsstube. Hier schilderte er mir lebhafter, dabei

tendenzloser und daher überzeugender, als es ihm in seinem Vortrage geglückt war, die Zustände in seiner Diasporagemeinde: die Gottesdienste im Saale einer Brauerei, abhängig von der unsicheren Gunst des Wirtes, im Nebenraume die sonntägliche Gastwirtschaft, so daß der noch ungeübte und von einem asthmatischen Harmonium gestützte Gemeindegesang schweren Stand hatte gegen das Geklapper der Bierkrüge und das Gegröl der Gäste, die manchmal während der Predigt sogar lärmend hereindrangen. Dann nachmittags im abgelegenen Gebirgsweiler die Andacht im Hause einer, in der Überschwemmung der Gegenreformation als Insel übriggebliebenen Familie, deren Hausvater dem neuen Geistlichen die Hände küßte, die gute Stube ausräumte, die Gleichgesinnten im Orte zusammenrief zur ersten Predigt. Anderen Ortes zuerst das Mißtrauen und Abwarten, dann vereinzelter Zulauf oder plötzlicher Massenübertritt; die anfängliche Geringschätzung, dann der versteckte, schließlich der offene Widerstand der eingesessenen katholischen Geistlichen. Das Dasein der eigenen Familie in einem gemieteten Häuschen am äußersten Ende des Dorfes, in knappsten Verhältnissen, auf das Gehalt des reichsdeutschen Evangelischen Bundes angewiesen, zwischen fremden Bergen, am Eingange fast unbetretener Täler, aber getragen vom Glauben an die Zukunft der Sache, an die stille Macht und vor allem an die Kulturkraft des Evangeliums. Zur Herberge all dieser verfolgten Not, all dieser Hoffnung und all dieser Kraft sollte eine kleine Kirche, ein Gemeindesaal, ein Pfarrhaus gebaut werden; der Sammlung der hierfür nötigen Geldmittel hatte der Vortrag gedient, gleichwie viele Vorträge, Reisen, Werbeschriften und demütigende Bittgänge ihm noch dienen mußten.

Ich stand damals in den ersten Semestern meines Architekturstudiums und hielt es darum unter meiner Würde, ein ernstliches Baugespräch zu führen, ohne den wohlgespitzten Koh-i-noor aus der Brusttasche zu ziehen, und als mein Freund mit seiner Schilderung zu Ende kam, lag der einfache Bauplan seiner Kirche fertig. Über die Zeichnung hin sahen wir uns an und wurden uns mit einem Blicke bewußt, daß wir diese Kirche zusammen bauen mußten. Praktische Hemmungen oder gar den — doch immerhin nicht ganz unbegründeten — Zweifel am eigenen Können kannten wir damals noch nicht. Mit dem Baubeschlusse gingen wir in dieser Nacht auseinander.

Nun begann eine reiche Zeit. Viele Wochen brachte ich in der Steiermark zu, im Pfarrhause meines Freundes und auf Reisen in verschiedene Gemeinden. Ich nahm teil an den Notgottesdiensten im Wirtshaussaale, in der Bauernstube, in der Kantine einer Fabrik, über dem Eiskeller einer Brauerei, auf einem Berge, in einem Lagergewölbe, das so niedrig war, daß der nur um drei Stufen erhöhte Prediger mit dem Kopfe die Decke berührte. Ich sah die allgemeine Bedrängnis und fühlte den allgemeinen Drang. Und so entstand unser kleiner Gemeindebau. Die Kirche, ein rechteckiger Raum von bescheidenstem Ausmaß, mit einer Holzdecke, deren gewölbte Form ich den Händen des Dorfzimmermanns durch tägliches Zureden abringen mußte, und deren Anstrich mit himmelblauer und ockergelber Leimfarbe unter dem Kopfschütteln des Malermeisters vor sich ging. Daß der Altar nicht in einer Chornische, sondern nahe an der Gemeinde, daß die Kanzel nicht seitwärts, sondern in der Mitte stehen, daß das Gestühl gegenüber der Kanzel geschlossen, also ohne Mittelgang sein müsse, daß

auch die Orgel oder das Harmonium hinter Kanzel und Altar, d. h. der Gemeinde gegenüber zu stehen habe, daß nur ein schlichter Dachreiter, kein Turm, den bescheidenen Mitteln angemessen sei, darüber waren wir beide uns ohne weiteres so einig, daß wir die hierüber entbrennenden Kämpfe in den Sitzungen der vorgesetzten Kirchenbehörde mit einiger Rücksichtslosigkeit und, wie mich heute bedünkt, mit einer glücklichen Blindheit für die Vielseitigkeit des Problems durchfochten. Eine Empore ergab sich aus dem Bedürfnis, in kleinem Raume viele Hörer unterzubringen. Bunte Fenster kamen nicht in Betracht; Ausblick in die Gebirgsnatur, Eintritt von Licht und Sonne, frische Blumen am Altar, kurz, ein heller, froher Eindruck galt uns seiner praktischen wie seiner symbolischen Bedeutung wegen als unmittelbares Ziel der ganzen Raumausstattung. Auch Bilder sollten nicht fehlen. Die Stirnwand, von dunkelrot und saftgrün gestrichenen Holzpfeilern gegliedert, bot rechts und links von der Orgelempore zwei Felder dafür.

Ein Teil des eigentlichen Baukörpers der Kirche war der Gemeindesaal, mit ihr sowohl wie mit dem Pfarrhause verbunden. Darüber, also ebenfalls im Kirchenkörper, lag die Studier- und Amtsstube des Pfarrers, Wand an Wand mit der Orgelnische der Kirche.

Im Winkel an die Kirche angebaut, teilweise in sie hinübergreifend, folgte die Pfarrwohnung: der Rückhalt des Geistlichen und seiner Familie, zugleich das gastfreie Heim für die aus der Umgebung, aus der Schweiz und aus dem Deutschen Reiche zahlreich zureisenden Gäste der jungen Gemeinde. Der Pfarrgarten umschloß Pfarrhaus und Kirche von allen Seiten bis auf den

Kircheneingang, vor dem wir einen Sammelplatz mit Bäumen und Bänken anlegten.

Im Spätherbste unseres glücklichen Baujahres wurden, nach einer Abschiedsfeier im alten Wirtshaussaale, die Altargeräte in festlichem Zuge mit Bläserchor und Fahnen, an der erstaunten Bevölkerung vorbei, unter strömendem Regen und dem dünnen Geläut der geschenkten Glöcklein zum ersten Gottesdienste in die neue Kirche getragen. Die Gäste in der Kirche klebten an den in der Nacht erst fertig gestrichenen Bänken fest, die Nässe der vom Turme hereingeholten Fahnen tropfte durch die himmelblaue Decke, draußen auf dem Platze predigte ein auswärtiger Pfarrer vor einer riesigen Schildkröte von Regenschirmen, aber trotz Sintflut und Geprassel, keiner wich und wankte, weder drinnen noch draußen.

Beim anschließenden Festschmause eröffnete mein Freund in einer Rede seinen Plan, die Mitglieder unserer kleinen Bauhütte, den biederen Schlosser, den Tischler, den Zimmermann und die anderen, übrigens meist katholischen Handwerker, zum Grundstock eines Volksbildungsvereins zu machen, dem er feierlich den Gemeindesaal übergab.

Und die kompakte Einheit unseres Gebäudes erwies sich in den folgenden Jahren als Gehäuse eines kompakten und einheitlichen Gemeindelebens. In Sicherheit und daheim fühlte sich die Hörerschaft bei den Predigten und rückte gern zusammen und machte gastlich Platz, wenn aus der gegenüberliegenden katholischen Kirche, die eine halbe Stunde früher schloß, ein gut Teil der Kirchgänger zu den „Evangelern" kam, um die Predigt zu hören. Auch am Werktage stand die Kirche immer und jedermann offen,

ebenso wie der Gemeindesaal, in dem sich eine aus Geschenken gesammelte umfangreiche Bücherei sowie eine Galerie wohlfeiler Bilder in Wechselrahmen auftat; geschichtliche, wissenschaftliche und erbauliche Vorträge wurden gehalten, Dozenten der nahen Universität kamen voll Freuden dazu herangefahren, dem ungeübten Publikum das ihre zu bieten; Sonntags verwandelte sich der kleine Saal in eine Lesehalle, Abstinenz und Temperenz spielten mit herein. In der Gartenveranda des Pfarrhauses kamen Mitglieder der Gemeinde, auswärtige Freunde und Gönner, zugereiste Neugierige, auch allerlei Vaganten und Sonderlinge der Bewegung zusammen; im Garten wurde die einzuführende Imkerei, wurden gemeinsam bestellte Samen und Obstsorten erprobt; die Pfarrfrau aber hatte neben der Kinderstube, dem Haushalt mit widerspenstigen Dienstmädchen und der stets unberechenbaren Tafelrunde für jeden ein hilfreiches und freundliches Wort, und manchem konnte sie, die selbst erst zur evangelischen Kirche übergetreten war, mit wenig Worten gut raten. So war das kleine Bauwerk wirklich das Haus und die Burg der kleinen Gemeinde, ein Sammelpunkt und Ausgangspunkt ihres Lebens geworden.

Aber auch darüber hinaus erwies es sich als wirksam. Wohl ein Dutzend Geistlicher, fast alle gleich meinem Freunde um der neuen Aufgabe und des Kampfes willen aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands nach Österreich gekommen, hatten sich zu der Einweihung eingefunden. Scherzend zeigte mir dabei einer von ihnen, wie jeder im Festzuge ein anders geformtes Barett, jeder eine andere Agende und eine andere Lehrmeinung mit sich trage. Jeder hatte seine heimatlichen Anschauungen mitgebracht und sie unbekümmert zur Grundlage der ihm zum Wieder- oder

Neuaufbau übergebenen Gemeinde gemacht. Nicht nur bei den erregten Disputen jenes Einweihungstages, sondern auch späterhin auf mancher Pfarrkonferenz, zu der ich meinen Freund begleitete, lernte ich diese verschiedenen Meinungen, Thesen, Dogmen, Gefühlsrichtungen, historischen Gebundenheiten und ästhetischen Ambitionen kennen, lernte sie um so gründlicher kennen, als die jeweilige Mischung derselben, vorgetragen von einem aus ehrlichstem Wollen wirkenden Menschen, jeweils eine Bauaufgabe für mich bedeutete.

Denn was mein Freund und ich in der Einfalt des ersten Gefühls ergriffen hatten: die innigste Durchdringung von Kirche, Gemeindesaal und Pfarrhaus und zugleich die technisch billigste Zusammenfassung des Notwendigen zu einem, trotz der Kleinheit seiner Teile im ganzen doch leidlich ansehnlichen Bau, das war gewiß keine große Erfindung, in seiner Einfalt aber wohl gerade geeignet, zu einem Programm erhoben zu werden, das man wortreich bekämpfen und verteidigen konnte. Unversehens ward ich mit diesem Programm auf die Wasserscheide der Meinungen gestellt. In den folgenden Jahren ergab sich für mich daraus die schöne Aufgabe, einfache evangelische Kirchen und Gemeindehäuser für siebzehn verstreute Gemeinden in Steiermark, Niederösterreich, Österreichisch-Böhmen und -Schlesien, ja eine an der Mündung der Donau zu bauen, die Idee des „Gemeindehauses" mit den verschiedenen örtlichen Überlieferungen, Bedürfnissen, Wünschen und Vorurteilen zu durchsetzen und also nach jeder Richtung durchzuproben. Immer aber war es der persönliche Austausch, häufig die Freundschaft mit dem geistlichen Bauherrn, sein Werben um die junge Gemeinde, was die Aufgabe neu und lebendig

machte. In mancher Gemeindekirchenratssitzung im Hinterzimmer des Dorfwirtshauses und bei manchem nächtlichen Spaziergange waldein, wenn der Pfarrer und ich uns die verräucherten Köpfe noch etwas lüfteten, diskutierten wir so lange, bis der Pfarrer die architektonischen und der Architekt die theologischen Gründe mit Eifer vertrat. In keinem Falle aber haben wir leichtfertig oder konventionell uns entschlossen.

Aber je gründlicher wir den Gedanken des „Gemeindehauses" und der „Predigtkirche" zu verwirklichen strebten, desto häufiger fühlten wir ganz andere Sehnsüchte vom dunklen Grunde des Problems heraufsteigen, während wir uns auf dem Eise bewegten.

Unsere bauliche Zusammenfassung von Kirche, Gemeindesaal und Pfarrhaus drückte, wo nicht eine Gleichstellung, so doch eine vergleichende Bewertung der drei Bestandteile aus. Es handelte sich nicht um einen ästhetischen Gruppenbau, wie er Anfang des vorigen Jahrhunderts gepflegt worden ist; Abbildung 1 und 2 zeigen zwei solcher aus Kirche, Pfarr- und Schulhaus gebildeter Anlagen, die wohl für die Kirche innerhalb des Häusermeeres ein stimmungsvoller Bezirk, weniger aber der Ausdruck einer besonderen Lebensform der Gemeinde sind. Das Wesen unseres „Gemeindehauses" dagegen bestand weder in der Schaffung einer architektonischen Folie für die Kirche, noch erschöpfte es sich in der praktischen Angliederung aller notwendigen Gemeinderäume, Konfirmandensäle, Pfarr- und Küsterwohnungen an die Kirche, sondern es lag in dem Ausdruck des Wertverhältnisses. Allerdings kam dem bei den Diasporabauten (Titelbild sowie Abbildung 3 und 4) die praktische Rücksicht auf das tatsächliche Größenverhältnis und auf die technische Ersparnis sehr zu Hilfe. Wenn uns dogmatische

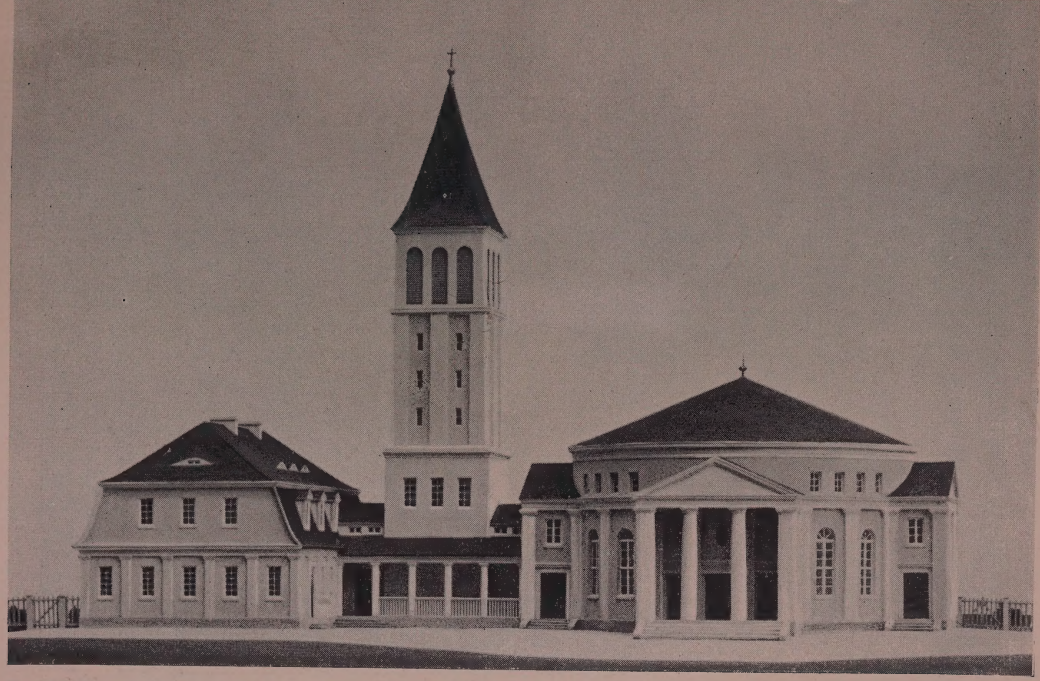
Ev. Jakobskirche in Berlin von Stüler

Abb. 1

Ev. Stadtkirche in Karlsruhe von Weinbrenner Abb. 2

Ev. Kirche mit Gemeindehaus in K. von Otto Bartning

Abb. 3



Ev. Kirche mit Gemeindehaus in R. von Otto Bartning

Abb. 4

Bedenken aufstiegen, verscheuchten wir sie mit diesen praktischen Gründen, und wenn praktische Mängel sich ergaben, wogen wir sie mit ideellen Gründen auf. Oder, wer uns Profanation der Kirche vorwarf, dem hielten wir die Ersparnis an Mauerwerk und Heizmaterial entgegen, und wer die Gedrungenheit des Baues und die geringe Turmhöhe tadelte, den schlugen wir mit der demokratischen Idee.

Äußere, d. h. äußerliche Anfeindung schreckte uns nicht. Die mit Abbildung 3 gezeigte Kirche z. B. erregte während des Bauens bei einigen Stadtvätern solche Entrüstung, daß ernsthaft der Antrag eingebracht wurde, man solle dieses Ärgernis inhibieren und wieder abtragen. Schließlich begnügte sich der Verschönerungsverein damit, die prachtvollen alten Akazien vor der Kirche wegzuschlagen. Der mit Abbildung 4 gezeigte Rundbau wurde von der vorgesetzten Kirchenbehörde als „Judentempel" verworfen und wäre verworfen geblieben, wenn nicht mein dortiger Bauherr, ein mannhafter Christ, mit der dem benachbarten Klosterarchiv entnommenen Beschreibung einer am selben Orte von der Gegenreformation zerstörten evangelischen Rundkirche und mehr noch mit seiner guten Überzeugung bewaffnet, eine schneidige Attacke für unser Projekt geritten hätte.

Bei Wort- und Spottgefechten mit den Gegnern, beim Diskutieren und Schwärmen unter uns, am häufigsten aus dem entstehenden Werke selbst flüsterte mir aber allmählich immer deutlicher eine Stimme zu, daß wir planten und auf dem Fundamente unserer Zeit aufbauten, was wir im Grunde unserer Seele schon verwarfen.

Kurz gesagt: ob im gruppierten oder nicht-gruppierten, ob im

Langhaus- oder im bevorzugten Zentralbau, wir suchten gleich anderen unserer Tage die konsequente Lösung des Predigtraumes, der in praktischer Anordnung die Hörer um die Kanzel versammelte. In diesem Programm lag nicht nur kein Unterschied von dem eines Hörsaales, sondern wir waren auch bereit, die Kirche für Vorträge, Konzerte, Versammlungen zu öffnen. Ein Schritt nur fehlte zu jenen Kirchen in England und Amerika, wo ich an Ostern z. B. Films der Oberammergauer Passionsspiele mit Orchester und einleitender Andacht vorgeführt sah. Den verschiedensten Formen dieser Bestrebung nach sichtbarer Darbietung und nach vermehrter Wirkung auf die Gemeinde bin ich auch bei meinen geistlichen Bauherren begegnet, ja in einer unserer Kirchen traf ich einmal den sogenannten Wartburgfilm, eine teils rührende, teils historische, teils agitatorische Zusammenstellung aus der Reformationsgeschichte. Wo aber lag die Schwelle des Zulässigen zwischen solchen Darbietungen und der Aufführung etwa der Matthäuspassion? Sollte man den Kunstwert prüfen und also der Kunstkritik oder dem schwankenden Geschmack und Taktgefühle sich ausliefern? Ich selbst hatte in einer meiner Kirchen aus ehrlichem Gefühle heraus von der Orgel herab die Geige gespielt, ich war für und wider bunte Fenster, für und wider Bilderschmuck mit Eifer eingetreten. Einer meiner Bauherren, der Pfarrherr der auf Abbildung 4 wiedergegebenen Kirche, mit dem die reine Übereinstimmung der Bauabsichten mich zu Freundschaft und jahrelanger gemeinsamer Arbeit verband, hatte ein so feines Verständnis für den Stimmungswert der künstlerischen Form, sowohl in seiner Predigt wie im architektonischen Bau, daß ich mit ihm zusammen glaubte, der harmonisch abgestimmte Raum

als Hintergrund des gepredigten Wortes sei das letzte Ziel der evangelischen Kirchbaukunst, und jede ästhetisch wirksame Zutat aus dem Reiche der Künste sei berechtigt, soweit sie dieser gemessenen Aufgabe diene. Das höchste und einzig mögliche Ergebnis unseres Eifers war ein ästhetisch wohlabgestimmter Nutzbau, ein Profanbau.

Wir hielten unsere Kirche offen, damit jederzeit der nach Andacht und Erhebung Bedürftige eintreten könne. Was aber boten wir ihm? Ein Predigthaus, das ohne Predigt ein leeres Gehäuse, das im Winter nicht einmal die primitive Annehmlichkeit einer Wärmehalle bot und dessen zum bloßen Hintergrund herabgestimmte Gestalt und Ausschmückung nicht genug zu sagen hatte, um der Schale einen Kern, dem Gehäuse einen Inhalt zu geben. Und dennoch hielten wir die Kirchentüren offen, dennoch verlangten wir nach Bildschmuck und nach würdevoller, das Auge beruhigender, den Geist sammelnder, die Seele erhebender Abstimmung des Raumes. Wo aber neben uns evangelische Kirchen in neugotischer oder neuromanischer Aufmachung das profane Gesicht der Predigthalle hinter einer unwahren, symbolisch-sakralen Maske verbargen, wo mächtige Quadertürme eine gestorbene Ekstase nachäfften, dämmerige Innenräume und Altarnischen, in denen die Bibel nur bei elektrischem Lichte zu lesen war, Stimmung vortäuschten, der nur das Weihrauchfaß fehlte, da erhob sich unser spott- und kampflustiger Angriff nicht nur gegen die künstlerische Unwahrheit, sondern vor allem gegen die „Stimmung", und das um so heftiger, als wir fühlten, daß hier mit falschen und oberflächlichen Mitteln das gegeben wurde, was wir uns ebenso streng versagten wie wir es unbewußt innig ersehnten.

Meine letzte österreichische Baureise vor Ausbruch des Krieges führte mich in der Steiermark an jener ersten Kirche vorüber, und ich überschlug dort einen Zug, um den neuen Pfarrer aufzusuchen, der inzwischen an die Stelle meines Freundes getreten war. Als ich die wohlbekannte Straße hinaufging und zum kleinen Turme aufschaute, sah ich, daß die Zeiger der Uhr stillstanden. Ich legte meine Hand auf die Klinke der Kirchtür und fand sie verschlossen. Hinten herum durch den Gemeindesaal fand ich meinen Eingang; statt der Büchertische standen dort Wäschekörbe und eine Nähmaschine; durch die Fenster sah ich, daß im Garten das Bienenhaus ausgestorben, die Beete und Wege im Obstgarten anders, wenn auch unleugbar zweckmäßiger angelegt waren. Ich schritt durch die Kirche, wo am Altar die Blumen fehlten und eine mißfarbene Decke aufgelegt war, stieg auf die Empore und setzte mich dort auf die oberste Bank beim schwärzlichen Glockenseile. Mit den Augen durchlief und betastete ich den Raum und jede Form, in die wir einst unsere ganze Seele gelegt und für die wir gekämpft hatten wie fürs ewige Leben.

Und, nahezu objektiv das Werklein prüfend, verspürte ich einen Hauch der Idee, die damals uns erfüllt und getrieben hatte: die Kirche als Predigthaus, den Saal als Heim der Gemeinde, das Pfarrhaus als Wohnung des ersten Dieners der Gemeinde und zugleich als Zuflucht aller, und all diese Nutzzwecke zusammengefaßt zu einem Nutzbau, der nicht nur die Befriedigung dieser Zwecke, sondern ihre Erfüllung, ihre Erscheinung darstellte. Denn plötzlich sah ich, daß viel deutlicher, als wir es mit Worten damals begriffen hatten, hier unsere Idee in Form und Gestalt dastand,

viel deutlicher, viel stärker, viel unerbittlicher und also auch viel vernichtender.

Wir hatten gemeint, eine Raumgestalt unseres Glaubens, unserer Überzeugung hinzustellen, und siehe, es war nur ein Gehäuse des Glaubens, ein Gehäuse der Predigt, heute dieser, morgen jener individuellen Predigt, und ohne Predigt eine Schale ohne Kern. Unsere Frömmigkeit war nicht in dem Bau enthalten, sie hatte sich nur darin aufgehalten. Unsere Kunst war weltlich gewesen, sie war neben, sie war außer der Religion gewesen. Wie eine zweite Austreibung aus dem Paradiese erschien mir diese Erkenntnis. Ungesehen und ungekannt schlich ich mich aus meiner Kirche hinaus und fuhr mit dem nächsten Zuge davon.

Aus dem Problem aber konnte ich nicht so leicht davonschleichen. In der Muße der Bahnfahrt verließ mich die Frage nicht mehr, warum unsere Kirche nur zweckmäßiges Gefäß und nicht Ausdrucksform der Religion, warum sie profan und nicht sakral sei; und ob nur unsere Gemeindehäuser oder die evangelischen Kirchen überhaupt von dieser Einschränkung getroffen würden.

Daß es an der Spannung des Bauwillens nicht liegen konnte, sagte ich mir aus der Erinnerung unseres eigenen inbrünstigen Wollens, das doch den Pfeil nicht über die menschlichen Notzwecke hinauszuschnellen vermocht hatte. Vielmehr fühlte ich, daß eine Besonderheit der Religion selbst und damit eine Besonderheit des Bauprogramms entscheidend sei, und daß diese Besonderheit für den geistigen Inhalt der Religion vielleicht von nebensächlicher, für den baulichen Ausdruck der Religion aber von entscheidender Bedeutung sein müsse.

Obwohl ich zu dieser theologisch-architektonischen Frage nur zur Hälfte berufen bin, darf ich ihr nicht ausweichen auf der Suche nach dem Wege, der, wenn nicht durch, so doch vor das Tor des zum zweiten Male verlorenen Paradieses führen möge.

Begriff des Sakralen

Sowohl bei historischer wie bei psychologischer Betrachtung darf man wohl annehmen, daß der Mensch durch die innere Erfahrung der eigenen Seele zur Annahme von Naturseelen und zur Beseelung der Naturerscheinungen geführt wurde, — durch die äußere Erfahrung von der Macht der Naturerscheinungen aber sich gezwungen sah, zu diesen beseelten Naturerscheinungen, d. h. also zu den Naturgöttern ein religiöses Verhältnis zu suchen.

Die primitive Form solcher Naturreligion bedarf zunächst keiner Bauten. Der Geist einer Quelle, eines Berges, eines Baumes wird an der Quelle, auf dem Berge, unter der Krone des Baumes am besten verehrt, auch dann, wenn dieser Geist in der Gestalt z. B. einer Schlange, die in der Höhle des Berges wohnt, angesehen wird. Auch die Anbetung des Himmels oder der Himmelsgestirne auf den ihnen nahegerückten Bergeshöhen erfordert an sich keine bauliche Gestaltung dieser Bergeshöhen. Wichtig aber ist die Tatsache, daß die Naturgeister oder Naturgottheiten nicht überall, sondern eben nur an dem bestimmten Orte ihrer Gegenwart oder ihrer größten Nähe verehrt werden können. Dadurch kommt diesem Orte eine besondere Bedeutung

zu, und seine feste Umzirkung, sein Abschluß vor Blick und Zutritt Unberufener wird über den reinen Schutz- und Nutzzweck hinaus zum Ausdruck der Bedeutung und Weihe, die ihm als einzigartiger und einzig möglicher Stätte der Anbetung zukommt.

Die Erfahrung der eigenen Seele schloß unmittelbar auch die Annahme einer Seele im Nebenmenschen in sich. Die Erfahrung der seelischen oder geistigen Gewalt, die fühlbar vom Nebenmenschen ausging, erzeugte notwendigerweise den Wunsch, sich zu dieser Gewalt in ein günstiges Verhältnis zu setzen, zumal dann, wenn mit dem leiblichen Tode des Nebenmenschen seine geistige Gewalt uneingeschränkter und dadurch in höherem Maße gefahr- oder segenbringend wurde. Dieses Aufsuchen eines günstigen Verhältnisses zu einer Macht, die über uns Gewalt hat, ist aber der Grundtrieb aller Religion. Wie die Naturreligion an die Naturobjekte, so ist der Toten-, Ahnen- oder Manenkult naturgemäß an die Gebeine und an die Bestattungsstelle oder an die Wohn- und Wirkungsstelle des Verstorbenen gebunden. Über das Bestreben, diese Stätte vor fremdem Eingriff zu schützen, also über den Nutzweck entsprechender Bauten hinaus wirkt der ausschließlich von dem religiösen Verhältnis eingegebene Wunsch, die Stätte auszuzeichnen und zur Freude des Verehrten zu schmücken.

Wo man zur symbolischen Darstellung der Naturgötter in Tier- oder Menschengestalt vorschritt und dadurch die Gottheit zwang, bei oder in dieser symbolischen Gestalt anwesend zu sein, wurde wiederum der Aufstellungsort des Götterbildes zum besonders oder ausschließlich geeigneten Orte der Verehrung, und auch seine Ausgestaltung und Pflege wurde über das praktische

Erfordernis hinaus zur religiösen Pflicht. Wo gar das symbolische Götterbild infolge populärer Denkabkürzung selbst zur Gottheit erhoben wurde, da kam seinem Aufstellungsorte als materiellem Wohnsitze der Gottheit sakrale Bedeutung im handgreiflichsten Sinne zu.

Die rein praktische Not, den heiligen Ort zu schützen vor Eingriff fremder Gewalt, unberufenem Zutritt oder Einblick, war nicht wesentlich verschieden von der des primitiven Wohnungsbaues und ließ sich in beiden Fällen durch eine einfache Pallisade, ein Dach, eine Lehmhütte oder dergleichen befriedigen. Erst das aus der Seelennot entspringende religiöse Bedürfnis, den heiligen Ort zur besonderen Freude und Ehre der Gottheit herauszuheben und auszustatten und dadurch eine neue und feste Beziehung zur Gottheit herzustellen, erhob das Bauen selbst zu einem eigentlichen Akte der Verehrung, machte aus der Lehmhütte einen Tempel, aus der Erdhöhle ein Gruftgewölbe.

Baukunst und Musik boten sich als besonders geeignete Ausdrucksmittel dar. Kann man doch die Musik als die dem Menschen faßbare Auseinandersetzung mit der in ihrer Unendlichkeit unfaßbaren, ewig entfliehenden Zeit ansprechen, und kann man doch mit Worringer*) die Baukunst als die greifbare Auseinandersetzung mit dem unendlichen ungreifbaren Raume ansehen, insofern sie ein Stück dieses Raumes nicht nur umschließt, sondern als ein in sich abgeschlossenes, harmonisch gefügtes Ganzes wahrnehmbar und begreifbar macht. Ihrem Wesen nach eine Auseinandersetzung mit dem Unendlichen ist sie in besonderem Sinne religiösen Ursprungs. Ein Tempel, ein Säulenhof, ein

*) W. Worringer, „Abstraktion und Einfühlung", Piper & Co.

Grabgewölbe umfaßt nicht nur räumlich ganz genau die Kultstätte, sondern ist seinerseits von der Heiligkeit des Kultes, von dem anwesenden Geiste bis in den äußersten Winkel seiner Raumgestalt, aber keine Handbreit darüber hinaus, harmonisch ganz erfüllt. Der Bau umgreift nicht nur die Heiligkeit, den Geist der Stätte, sondern er stellt in seiner Wohlgestalt oder in seiner Willensgebärde*) den Geist der Stätte selbst dar, er ist die Erscheinung, die Form dieses Geistes.

Daß z. B. die indische Pagode mit ihren abgestuften Geschossen symbolische Darstellung der Weltsphären, daß der Grundplan der Stiftshütte in Jerusalem Symbol der Welteinteilung, daß die griechische Säulenhalle Abbild des Haines wie das gotische Rippengewölbe das des Waldes sein soll, ist mehr ein accidentielles Spiel der Phantasie und tritt als solches nur spezialisierend zu der Grundtatsache hinzu, daß die Pagode, die Stiftshütte, die Säulenhalle und der gotische Dom ein sichtbar gewordenes, ganz und gar vom Geiste des Ortes durchtränktes Stück des unendlichen Raumes, d. h. die räumliche Erscheinungsform dieses Geistes sind.

Wir können also die den sakralen Bautrieb auslösende Besonderheit des Bauprogrammes darin erblicken, daß eine bestimmte Stätte durch ihren leiblichen oder geistigen Zusammenhang mit dem Gegenstande der Verehrung ausschließlich oder doch hervorragend zum Kult geeignet ist. Dieser örtliche Zusammenhang besteht entweder darin, daß der zu verehrende Geist die Kultstätte zur Wohnung hat, sie mit Vorliebe aufsucht oder von ihr aus am leichtesten zugänglich ist, oder aber dadurch, daß er sich durch Symbole oder Pfänder an den Ort gebunden fühlt

*) Karl Scheffler, „Geist der Gotik", Inselverlag.

(wie durch die Gebeine im Totenkult oder durch die Abbilder im symbolischen Bilderdienste), oder endlich dadurch, daß er körperlich-reell (z. B. im Fetisch) oder geistig-real (z. B. in der Hostie) an den Ort schlichthin gebunden ist. Nur diese örtliche Gebundenheit der Religionsübung macht die räumliche Umzirkung und Gestaltung dieses Ortes zu einer sakralen Aufgabe, nur die Baugestalt eines solchen sakralen Ortes ist Sakralbau. Diese Aufgabe faßt so ganz alle darstellenden Kräfte des Menschen in sich, daß sie wohl überhaupt zuerst aus dem Notwerk des Menschen das Kunstwerk machte, indem sie die Not in die Idee verklärte, und insofern ist die sakrale Baukunst wohl der Ursprung der Baukunst als Kunst überhaupt.

Wir haben dem Worte „Sakralbau" eine Definition gegeben, die, wie mehr oder minder jede Definition eines Begriffes, nicht von ihm abgeleitet, sondern ihm beigelegt ist, d. h. also keinen Beweis, sondern eine These, eine Forderung darstellt.

Vitruv teilt im dritten Kapitel des ersten Buches seiner „Architectura" die Baukunst in zwei Gruppen, die der öffentlichen und der privaten Bauanlagen, und unterscheidet wiederum in jener Gruppe Verteidigungs-, Religions- und Nützlichkeitsbauten. Dieser Einteilung und ihrer Definition pflegt man sich bis heute allgemein zu bedienen, wobei man vielleicht die Verteidigungsbauten mit zu den Nützlichkeitsbauten zählt und nun kurz zwischen Sakral- und Profanbauten unterscheidet. Diese Einteilung geht vom Zweck aus. Wenn sie außer der registrierenden Benennung eine Rangordnung herstellen soll, so bestimmt sie dieselbe einfach nach der Rangordnung der Zwecke, d. h. nach der in verschiedenen Zeiten unterschiedlichen Bewertung der Zwecke.

Sakralbauten in diesem Sinne waren natürlich auch unsere Kirchlein und Gemeindehäuser, nämlich dem religiösen Zwecke nach.

Nun strebt jedes Werk angewandter Kunst, insofern es Handwerk ist, nach Befriedigung des Zweckes, und insofern es Kunstwerk ist, nach Erfüllung, Bezwingung und letzten Endes Überwindung des Zweckes. Dabei muß hier gesagt werden: Handwerk und Kunstwerk, oder sagen wir besser: Notwerk und Kunstwerk sind im Wesen ebenso ferne Gegensätze, wie sie im Wirken unlösliche Teile des Werkes sind.

Aber auch Inhalt und Ausdruck, Idee und Form sind nur Gegensätze des Denkens. Wir begreifen das Leben des Kunstwerkes nicht, oder wir haben kein urtümliches Kunstwerk vor uns, wenn wir den Inhalt als etwas der Form Eingefülltes, die Form als etwas dem Inhalte Übergezogenes sehen. Die Form ist die sichtbare Erscheinung des Inhaltes, gleichwie der Gedanke seine abstrakte Erscheinung ist. So wenigstens verhält sich der Dichter und der bildende Künstler zur Idee, denn ich gehe nicht von der naheliegenden Erinnerung an Platon und Aristoteles aus, sondern möchte hier wie überhaupt nur versuchen, dem eigensten Erlebnis und einem, sei es als Erbe oder als Ahnung auf dem Grunde der Seele ruhenden Wissen tastend Ausdruck zu geben. Und ich glaube, daß es ein Stück vom Erlebnis, von der Erbschaft und der Ahnung unserer Tage ist. So z. B. fiel mir, als die vorliegenden Betrachtungen abgeschlossen waren, eine viel zu wenig bekannte Schrift von Rudolf Pannwitz*) in die Hand, und Sätze sprangen mir bestätigend daraus entgegen, wie:

*) „Zur Formenkunde der Kirche", Verlag Ziemssen, Wittenberg.

„Zweckkunst in irgendeinem Sinne ist fast jede Kunst. Aber es ist ein Unterschied, ob der Zweck die Form beherrscht oder die Form den Zweck. Daß die Form aus dem Zweck mit zwingender Notwendigkeit hervorgehen könne, sogar müsse, ist nur ein oberflächlicher Irrtum, der von der Urwelt der Form gar nichts weiß, in der Welt der Mittel und Zwecke aber mehr als jeder wirkliche Handwerker gefangen steckt. Ein Übergewicht der Kunst aber erwächst überall da, wo die Form beherrscht. Jede Form, die einen Zweck beherrscht, macht ihn ideal, reiht ihn erst ins Urlebendige hinein."

„Ohne die nötigen Einschränkungen einzeln zu erwähnen, läßt sich nun sagen, daß innerhalb der Baukunst der Kirchenbau das Äußerste geschichtlich geleistet hat."

„Kunst und Religion, so oft einander sich entgegensetzend, aber nicht minder oft, fast öfter sogar zusammenklingend, beanspruchen jedes für sich eine gleichermaßen ursprüngliche Einheitlichkeit des Erlebnisses. So ist es wohl kein Zufall, daß eben Kunst und Religion, nächst dem elementaren, die ersten Mythen schaffenden Grauen aus dem Raumerlebnisse hervor das Gewaltigste gestaltet haben."

„Die Kirche ist das Haus Gottes. Aber Gott ist in der Seele. Aus ihr baut er im Raume sein Haus."

Insofern es sich nun für uns um begriffsmäßiges Überlegen handelt, müssen wir die soeben als im Werke unlösbar bezeichneten Teile Inhalt und Ausdruck, Idee und Form getrennt ansehen und könnten so — wie Vitruv von den Zwecken — von den Inhalten, den Ideen ausgehen und danach die Formen einteilen:

Profanbau, weltliche Baukunst, Ausdruck weltlich-menschlicher Inhalte, eine Erscheinungsform der Weltlichkeit im allgemeinen. Im besonderen könnte man Königsburgen, Schatzhäuser, Gerichtshallen, Wohnhäuser die, nach dem jeweiligen Ausdruckswillen und Vorstellungskreise sich bedingende Erscheinungsform der Königsmacht, des Reichtums, des Rechtes, der Familie nennen.

Sakralbau, heilige oder religiöse Baukunst, Ausdruck heiliger, religiöser Inhalte, eine Erscheinungsform der Religion. Sakralbau ist religiöse Opfertat.

Je nach der Wertschätzung des Bauanlasses, d. h. also je nach der Bewertung der Königsmacht, des Schätzereichtums, des Rechts und der Wissenschaft, des Sozialen und der Familie, bemißt sich die ideelle Spannung der auf die Bauaufgabe gerichteten Kräfte und mithin der Schwung der Leistung, d. h. das Maß der Kunstleistung eines Bauwerkes. In allen Zeiten, wo die herrschende Religionsform alle anderen Lebenswerte überwog, war daher der Sakralbau naturgemäß die höchste Kunstleistung der Zeit, während für uns z. B. Verkehrsbauten, technische Anlagen, Kaufhäuser und soziale Bauten infolge der darauf gerichteten Willensspannung ausschließlich zu baulichen Kunstleistungen bisher geführt haben.

Baukunst, Raumkunst einerseits kann aber nur dann Ausdruck und Form der Religion sein, wenn die Religion selbst raumartig, raumhaft ist, d. h. irgendwie am bestimmten Raume haftet. Andernfalls verschmäht es die religiöse Idee, Raumform zu sein, und versagt dem bauenden Menschen ihre ekstasierende Hilfe.

Religion anderseits findet nur dann und nur insoweit einen

eigentlichen baulichen Ausdruck, als sie raumhaft ist, d. h. als die Religionsübung räumlich gebunden ist. Diesen baulichen Ausdruck nennen wir, sowohl aus der Erfahrung wie aus der Forderung heraus, Sakralbau. Die örtliche Gebundenheit der Religionsübung ist gegeben mit der Bestattungsstelle der Gebeine beim Totenkult, mit der symbolischen oder realen Anwesenheit der Gottheit im Götterbilde, endlich mit der geistigen Nähe der Gottheit an bestimmter Stelle, nicht also nur vermöge ihrer Allgegenwart.

Erst diese Bindung an den Ort macht die Umzirkung, Überdachung und Ausschmückung eben dieses Ortes über die Notwendigkeit hinaus zu einer selbständigen religiösen Pflicht und Aufgabe und steigert die Errichtung des Gebäudes zu einem Teile der Religionsübung. Die Größe des Bauwerkes z. B. bemißt sich dann nicht mehr nach dem erforderlichen Maße der Sicherheit oder der erforderlichen Anzahl der Sitzplätze und dergleichen Notzwecken, sondern ist ein Resultat der Willens- und Gefühlsspannung. Daß diese Spannung oft nicht nur über die praktische Notwendigkeit, sondern auch weit über das praktische Vermögen hinaus führen kann, wird durch unvollendete Kathedralen und Turmbauten deutlich genug bewiesen.

Unter diesen Voraussetzungen werden immer dann, wenn die Religion die Summe der Lebensäußerungen einer Zeit ist, die Sakralbauten zugleich die höchste Leistung der jeweiligen Baukunst darstellen und die anderen Künste in freiwilliger Einordnung umschließen, da auch diese in solchen Zeiten keine höhere Aufgabe kennen als Aufbau, Gestaltung und Schmückung des heiligen Ortes. In Zeiten dagegen, die auf andere Lebensäußerungen, wie weltliche Pracht- und Machtentfaltung, Bequemlichkeit, Verkehr,

sozialen Austausch und dergleichen mehr Wert als auf die Religionsübung legen, muß die religiöse Baukunst vom Willensniederschlage der Vergangenheit zehren; es gibt dann zwar noch einen Sakralbau, sofern er nach wie vor den notwendigen Ort der Religionsübung darstellt, aber einen Sakralbau geringeren Grades. Wenn endlich die Religionsvorstellungen sich dahin ändern, daß die eigentliche Religionsübung nicht mehr notwendig an einen heiligen Ort gebunden bleibt, vielmehr in die Brust des einzelnen zurückverlegt wird, gleichzeitig aber aus überwiegend praktischen Gründen an dem Bau von Räumen für gemeinsame Religionsübungen festgehalten und diesen Räumen aus Gewohnheit noch die Würde eines an sich heiligen Ortes beigelegt wird, so entsteht notwendigerweise ein Kirchbau, den wir als scheinbar oder pseudosakral bezeichnen müssen.

Von unserem Standpunkte aus erkennen wir also folgende Arten des Kirchbaues:

1. den Sakralbau höchsten Grades bei örtlicher Gebundenheit der Religionsübung und Hochspannung des Religionstriebes;
2. den Sakralbau geringeren Grades bei örtlicher Gebundenheit der Religionsübung und Neben- oder Unterordnung des religiösen Triebes gegenüber anderen Lebenstrieben;
3. den pseudosakralen Bau bei Loslösung der Religionsübung von einer örtlichen Gebundenheit, aber gewohnheitsmäßiger Bewertung der Kirche als eines an sich heiligen Ortes.
4. Mit der Erkenntnis dagegen, daß der kirchliche Raum nur praktisch bedingt, ideell aber zufällig und belanglos ist, wird der Kirchbau zum Profanbau.

Das Sakrale in der katholischen Kirche

Da eine anschauliche Vorstellung der vorhin bezeichneten Stufen des Sakralen in Kirchbau und Religionsform uns dem Ziele unserer Betrachtung — einem deutlichen Programm des zukünftigen evangelischen Kirchbaues — näherbringen muß, möchte ich dieselben in kurzem Überblick durch die Wandlungen der christlichen Kirche verfolgen.

Die weiten Gebiete der theologischen und der kunsthistorischen Fachwissenschaft liegen außerhalb meiner persönlichen Grenzen, und ich bitte betonen zu dürfen, daß ich hier wie im folgenden fern davon bin, auf diesen Gebieten mich dilettantisch zu produzieren oder zur kritischen Verantwortung zu stellen. Die Ideen, von denen ich hier sprechen möchte, stammen vielmehr aus der Anschauung, die natürlich lückenhaft ist. Aber gerade die stille Gewalt des Angeschauten zwingt mich ja zu sprechen, und die schaubare, d. h. die bauliche Erscheinungsform dieser Ideen ist es, auf die ich letzten Endes abziele. Ohne Schaden, ja vielleicht nicht ohne Nutzen für die Sache glaube ich meinem Leser diese meine Beschränkung hier auferlegen zu dürfen. Die Evangelien und Briefe des Neuen Testamentes und die Schriften der Kirchenväter möchte ich für die Zeiten ihrer

Entstehung allerdings auch als Anschauungsmaterial in Anspruch nehmen, zumal die unkritische, aus der Jugend stammende, bildhafte Vorstellung derselben mich auf meinen Reisen unwillkürlich begleitete. Der historisch-kritische Streit um Dasein und Leben der Person Jesu ist hierbei unfruchtbar, da wir es nicht mit der Entstehungsursache, sondern mit den Wirkungsformen des Christentums zu tun haben. Aus der Größe der historischen Folgen auf die Größe des historischen Anlasses, aus der Macht der persönlichen Wirkungen auf die persönliche Macht der Ursache zurückzuschließen, ist für das Denken nur fruchtbar, wenn Glaube und Erlebnis vorangehen, nicht umgekehrt.

Die erste Erscheinungsform des Christentums als einer Religion, das sogenannte Judenchristentum, wie es in den drei synoptischen Evangelien und der Apostelgeschichte sichtbar ist, anerkannte zwar als Stätte der Anbetung den Zionstempel in Jerusalem; die Worte aber in der Bergpredigt vom Gebet im Kämmerlein und zahlreiche andere, wie Matth. 18, 20: „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen", und Joh. 4, 21 u. 23: „Es kommt die Zeit, daß ihr weder auf diesem Berge noch zu Jerusalem werdet den Vater anbeten. Aber es kommt die Zeit, und ist schon jetzt, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geiste und in der Wahrheit ...", kurz, das im Christentum dargestellte Gottesreich auf Erden, in dem ein jeder Gottes Kind und sein eigener Priester ist, schloß jede örtliche Gebundenheit der Religionsübung, mithin auch jeglichen Anlaß sakraler Bauten vollständig aus. Auch blieb bei dem Glauben an die baldige Wiederkehr Christi kaum Zeit übrig, sich mit solchen Bauten aufzuhalten. Nicht ein-

mal an der Leidensstätte Golgatha oder an der Grabstätte ließ der Glaube an die leibliche Auferstehung und Wiederkehr Jesu einen Kult, geschweige denn einen Kultbau zu, so natürlich ein solcher sonst gewesen wäre. Aber selbst die nach Jahrhunderten erst erbaute Grabeskirche in Jerusalem hat, außer in den Kreuzzügen, nie eine ungewöhnliche Bedeutung angenommen. Man betrachte daneben nur den Kult am Grabe des Propheten Mohammed und die daraus entstehende sakrale Bedeutung der Moschee in Mekka, von deren örtlicher Gebundenheit alle anderen Moscheen erst ihre Richtung und Eignung als Stätten des Gebetes ableiten.

Das Paulinische Heidenchristentum, wie es sich in den Briefen des Paulus darstellt, löste den letzten Rest der jüdischen Gesetzesgerechtigkeit und der Bedeutung des Tempels in Jerusalem auf. Doch auch Taufe und Abendmahl sind ihm, soweit ich sehe, kaum mehr als sichtbare Zeichen, Symbole des Eintritts in die Gemeinde und der Zugehörigkeit zur Gemeinschaft mit Christus. In diesem Sinne wird ihre Feier den Gemeinden ans Herz gelegt, kann aber überall da stattfinden, wo die Gemeinde im rechten Geiste zusammenkommt, ist also an keinen Ort, an keinen irgendwie sakralen Raum gebunden.

Die römischen Christen der ersten Jahrhunderte zogen sich vor der Verfolgung in die Katakomben zurück. Auch die Gebeine der Verstorbenen, insbesondere der Märtyrer, wurden dort begraben, um sie vor heidnischen Händen zu schützen. Kapellenartige Raumerweiterungen der schmalen Katakombengänge dienten dem Aufenthalte und den Gebetsversammlungen, entstanden also aus reinen Nutz- und Schutzwecken, d. h. in unserem Sinne als Notbauten. Die Raumerweiterungen finden sich nun vorzugsweise bei den

Grabstätten der Märtyrer und zeigen eine Ausgestaltung und Ausschmückung, die auf den heutigen Besucher noch den Eindruck einfacher Darbietungen der Frömmigkeit macht. Diese Beobachtung deutet uns den Weg, wie diese Räume teils wegen der nur dort vorhandenen Sicherheit, teils aber auch wegen der Nähe der Märtyrergebeine allmählich zu bevorzugten und einzigartigen Orten der Religionsübung wurden.

Übrigens ist noch heute bei Gemeinden, die in Verfolgung oder Zerstreuung (Diaspora) leben, dieser Übergang der Schutzgefühle beim Kirchbau in die Gefühle örtlicher Anhänglichkeit, ja Gebundenheit an den Bau zu bemerken. Diese Gefühlsmischung ist es auch, die in den „Los-von-Rom"-Gemeinden eine so viel stärkere Anspannung des religiösen Willens auf den Kirchbau hervorruft als in der gesicherten Landeskirche.

Sobald nun aber die ersten Christen am Grabe ihrer Lehrer und Vorkämpfer, die ihnen Führer zu Christus gewesen waren, sich näher bei Christus fühlten als anderwärts, war jene örtliche Gebundenheit aus rein religiösen Gründen gegeben, die zum eigentlichen Sakralbau ganz ursprünglicher Art führen mußte. Die reale Gegenwart der Gebeine der Märtyrer oder Heiligen wurde der Ausgangspunkt christlichen Sakralbaues und ist der Angelpunkt des gesamten katholischen Kirchbaues geblieben. Ist doch ein Gebet in der über dem Richtplatze St. Peters erbauten Kirche und ein Segensspruch des an diesen Ort gebundenen Nachfolgers Petri von so direkter göttlicher Wirkung, ist doch also für diese Wirkung der Ort so wichtig, daß durch die Jahrhunderte hindurch die Pilger dahin wallen. Auch aus der Benennung und vor allem aus der verschiedenen Bewertung der

Kirchen je nach der Bedeutung des dort anwesenden Heiligen geht hervor, wie wichtig der Ort für das an diesen Heiligen gerichtete oder ihm als Vermittler aufgetragene Gebet ist, wie sehr also die Anwesenheit der heiligen Gebeine oder Reliquien der eigentliche Grund der sakralen Bedeutung der katholischen Kirche ist.

Das Meßopfer, die in ihm sich vollziehende real-leibliche Gegenwart Christi, tritt zu diesem Grunde erst in zweiter Linie hinzu, da es weniger an den kirchlichen Raum, als vielmehr an die Person des Geistlichen gebunden ist. Immerhin stellt die ewige Lampe, die über dem Sakramente brennt, die Gegenwart des göttlichen Geistes dar, nicht so sehr aber seine Allgegenwart, als seine besonders intensive Gegenwart an diesem Aufenthaltsorte der Hostie.

Daß weitere Fürbitter und Heilige in der Kirche durch Bildwerke vertreten, und daß diese Bildwerke dann selbst als heilig oder gar als die betreffenden Heiligen angesehen werden, führt zwar zur denkbar stärksten Gebundenheit der Religionsübung an den Standort dieser Bildwerke und dadurch zur sakralen Bedeutung jeder Kapelle und Nebenkapelle, ist aber doch eine — wenn auch von der Kirche bewußt geförderte — so doch ausschließlich populäre Vergröberung. Sie fällt daher weniger für unsere Untersuchung des Begriffes ins Gewicht, als sie uns auf die Kraft eines primitiven Triebes aufmerksam macht.

Prüfen wir, auch mit aufgeklärtestem Verstande, unsere eigenen Gefühle, wenn wir am Grabe unseres Vaters oder eines verehrten Lehrers stehen. Angenommen, wir pflegen die Grabstätte nur der Sitte wegen, wir wissen, daß Sarg und Leichnam unter der Erde zur Unkenntlichkeit zerstört sind, wir wissen, daß der

Verstorbene in uns, an jedem Orte und zu jeder Zeit lebt, regt sich dennoch eine primitive Scheu in unserer Brust und hindert uns, gerade an der Grabstätte unfreundlich oder nur gleichgültig von dem Begrabenen zu reden. Und solange wir wirklich eine Erinnerung an ihn pflegen, werden wir an seinem Schreibtische oder vor seinem Bilde uns nicht nur in gesteigertem Maße an ihn erinnert fühlen, sondern letzten Endes ganz einfältig eine Art von Gegenwart verspüren, auch ohne Zuhilfenahme der Mystik. Ob es sich dabei um einen vererbten Aberglauben, ein Fortleben des Urgefühls oder eine mystische Tatsache handelt, ist hier unwichtig neben der Beobachtung, daß ein solches Gefühl in uns lebendig ist. Auch kann man wohl an sich bemerken, daß man über das Grab oder die Reliquien eines Kindes freier verfügt, als über die verstorbener Eltern, Lehrer oder solcher Personen, deren Schutz und Unterweisung man bedurfte und weiter bedarf. Daß eine Mutter die Reliquien ihres Kindes zu Altären erhebt, ist eine Sache für sich; das Kind ist ihr Wunder und ihr Gott.

Wir haben uns nur kurz in diese Falte des eigenen Gefühls begeben, um deutlicher zu verstehen, wie die Nähe der Märtyrergebeine in den Katakomben und später in den Kirchen eine örtliche Gebundenheit der Religionsübung und mithin eine sakrale Baukunst im höchsten Grade hervorrufen mußte, deren Antrieb einem ganz primitiven und darum ganz starken Urgefühle entsprang. Die objektive Echtheit der Gebeine und Reliquien ist dabei natürlich belanglos, soweit und solange die subjektive Annahme der Echtheit besteht. Für die Erhaltung dieser subjektiven Annahme trug der Klerus umfassende Sorge.

Der Klerus selbst, oder vielmehr das in seine Hand gelegte Meßopfer bedingte, wie wir sahen, neben der Anwesenheit der Reliquien eine sekundäre örtliche Gebundenheit der Religionsübung, aus der allmählich aber die katholische Kirche nicht minder starke sakrale Bauanlässe gewann, entsprechend der Entfaltung des Klerus im Gottesdienste.

Die Religionsübung der ersten Christen bestand aus Gebet, Psalmengesang, Vorlesung aus dem Alten Testament und den Schriften der Apostel oder Ansprachen der Apostel, baute sich also auf der jüdischen Synagoge auf und fand in Hallen, auf Plätzen, vor allem aber in Privathäusern statt.

Die sogenannte Agapē, das Liebesmahl, erscheint als ein in dem Begriff antiker Gastfreundschaft beruhendes gemeinsames Mahl, das in den Häusern und aus den Mitteln der Begüterten regelmäßig veranstaltet wurde und also ebenso eine Betätigung christlicher Gütergemeinschaft wie überhaupt des Gemeinschaftsgefühls darstellte. Zu besonderen Anlässen wurde bei diesen Mahlzeiten unter Gebeten der Kelch herumgereicht und das Brot gebrochen zur Erinnerung an das letzte Mahl Jesu mit seinen Jüngern. So erst wurde wohl das Liebesmahl zu einem Symbol und einem Bekenntnis der Gemeinschaft mit Jesus wie auch der Gemeinschaft untereinander.

Bei der Verwaltung der Gemeinden und ihrer Zusammenkünfte bildeten sich die Ämter der Diakonen, Presbyter und Bischöfe heraus, deren Träger aber bis Anfang des dritten Jahrhunderts ausdrücklich noch als Laien bezeichnet werden. Erst im Laufe des dritten Jahrhunderts entstand, teilweise als Folge der die „Lehre" feststellenden Synedrien, eine Sonderstellung der die Lehre verwal-

tenden Bischöfe und damit die Grundlage der ganzen Hierarchie. Und die Bischöfe, die einst beim gemeinsamen Mahle den Vorsitz geführt und Kelch und Brot an der Tafel in Umlauf gesetzt hatten, wurden jetzt naturgemäß die Verwalter des inzwischen zum Wunder und Sakrament erklärten Symbols. Sie verlegten das Wunder der Messe in ihren eigenen klerischen Kreis und zogen sich dazu von den Laien in einen besonderen Raum der Kirche zurück, der in den frühchristlichen Kirchen als ein rings von halbhohen Schranken umgebener Bezirk, später als der die Kirche querdurch teilende Lettner oder als besonderer Chorbau auftritt. Und wie in den frühesten Kirchbauten Italiens, Kleinasiens und Nordafrikas die noch nicht in die Gemeinschaft aufgenommenen Zuhörer, die „Proselyten des Tores", in Vorhöfen, also außerhalb der eigentlichen Kirche sich aufhalten mußten, so verblieb nun dem Laienpublikum der Kirchenraum vor und außerhalb des Chores. Daß ihm die Hälfte des Sakramentes, der Kelch, entzogen wurde, war nur ein weiterer Schritt zur Bindung des Meßopfers an den Klerus. Außer dem Altar als dem Orte des Meßopfers wurde dadurch der Zusammenkunftsort des Klerus, das hohe Chor, zum sakralen Orte.

Obwohl wir schon erkannt haben, daß die Messe nicht der entscheidende Faktor der örtlichen Gebundenheit des katholischen Kirchendienstes und also der sakralen Bedeutung des Kirchengebäudes ist, bleibt sie für unser Problem doch von besonderem Interesse, weil das ihr zugrunde liegende Abendmahl neben der Taufe als einziges Sakrament in die protestantische Kirche aufgenommen worden ist.

Eine in unserem Sinne sakrale Bauaufgabe stellt das Meß-

wunder dadurch, daß es an die Vollziehung innerhalb des Klerus gebunden ist. Voraussetzung des Wunders und seiner Wirkung aber ist, daß Christus Gott ist.

Schon im Jahre 325 in Nicäa kam bekanntlich der Streit um diese grundlegende Frage zum Austrage, indem die Lehre des Arius, welcher Christus, den Logos, als Geschöpf und vollkommensten Menschen ansah, verworfen und Arius selbst exkommuniziert wurde. Der arianische Streit aber ruhte nicht. Auf ihn geht die zweierlei Auffassung der Abendmahlsverwandlung, der Transsubstantiationslehre, innerhalb des Protestantismus zurück, die uns späterhin wegen der aus ihr entspringenden zweierlei Baugesinnung des Protestantismus beschäftigen wird.

Zuvor aber vergegenwärtigen wir uns in kurzer Zusammenfassung:

Während sich die ersten Griechengemeinden in jedem praktisch geeigneten Raume zur Abhaltung des Liebesmahles versammelten, waren die Raumerweiterungen der römischen Katakomben bei den Gräbern der Märtyrer schon sakraler Natur. Die frühchristlichen Kirchen mit ihren schützenden Vorhöfen einerseits (wie sie hauptsächlich bei den kleinasiatischen und afrikanischen Bauten der ersten Jahrhunderte hervortreten) und ihren Sarkophag-Altären andrerseits stellten gleich den Katakomben eine Mischung von Schutzbau und Sakralbau dar.

Die praktischen Momente des Schutzes minderten sich auf das normale Maß, je weniger Verfolgung die Gemeinde bedrohte. Die sakralen Momente aber steigerten sich mit der konsequent steigenden Bedeutung der Heiligen und des Meßopfers bis zu höchster örtlicher Gebundenheit der Religionsübung. In den Jahrhunderten des

Mittelalters, wo das kirchliche Bewußtsein eine der stärksten, häufig die stärkste Triebfeder der Zeit bildete, stellten die Kirchen Sakralbauten im höchsten Sinne dar. In den Zeiten der Kreuzzüge stieg diese Willensspannung und damit auch ihr Ausdruck in den gotischen Domen auf einen wohl nie wieder erreichten Höhepunkt. Für diejenigen, die am Kreuzzuge nicht teilnahmen, war es Religion, Jahrzehnte ihres Lebens dem Bau und der Ausstattung einer Kirche zu weihen, und jeder Meißelstich ist wörtlich ein Stempel dieser Inbrunst. Dabei ist nicht so viel verschlungene Mystik im Spiele, wie man in den vergangenen Jahrzehnten der Aufklärung wohl meinte, sondern mehr die ganz geradlinige und rückhaltlose Hingabe an eine große und wunderbare Lebensaufgabe.

Hat nicht — auf anderem Gebiete — der Sommer 1914 bei uns und mehr oder minder auch bei anderen kriegführenden Völkern das Wunder der Kriegsfreiwilligen gezeitigt, und hat nicht der Zurückbleibende mit aller Inbrunst sich seine gleichgerichteten Aufgaben in der Heimat gesucht oder geschaffen aus reiner Hingabe, sein verhätscheltes Individuum plötzlich vergessend, ja opfernd? Wir sehen heute, im vierten Kriegsjahre, nur, daß diese Hingabe egoistisch durchmischt ist. Ich habe die Hoffnung, der klare Hauptstrom wird in seiner Tiefe wieder erkennbar werden, wenn der trübe Schaum der Zeitstrudel zerplatzt ist. Auch die religiöse Strömung der Gotik war gewiß menschlich-allzumenschlich durchmischt; dennoch zeugen ihre Dokumente von den ungemischten Grundströmen. Und daß gerade heute es uns wie Schuppen von den Augen fällt beim Anblick dieser Werke des inbrünstigsten Ausdrucks, der letzten Hingabe um der Erlösung

willen, läßt die Hoffnung auf eine Wesensverwandtschaft offen, trotz allem, was täglich und banal dagegen zeugen will.

Diese mittelalterliche Kirche als Gebäude ward Ziel und Sammelplatz und darum auch wieder Ausgangspunkt aller Lebensrichtungen: Treffpunkt, Aufenthalt und Ruheort der Bürger am Markte (der „Messe"), selbverständliche Werk-Vereinigung aller Handwerker und Künstler mit Einschluß der Gelehrten. Nicht deshalb, weil der Klerus kunstverständig oder macht- und also prachtliebend war und dadurch einen tüchtigen Mäzen abgab, arbeiteten alle Künste für die Kirche mit höchster Anspannung des Willens, sondern: weil der Inhalt der Zeit in der Religion restlos enthalten war und alle Kunst doch nur den Inhalt ihrer Zeit darstellen will, darum mußte die Kunst der Religion dienen und sie ausdrücken. Weil diese Religion aber raumhaft war, darum mußte die Kunst Baukunst schlichthin sein.

Dieses Zusammentreffen stärkster örtlicher Gebundenheit der Religionsübung mit höchster Spannung der religiösen Lebenstriebe und inbrünstigstem Verlangen nach Äußerung um der Selbstentäußerung willen stellt einen solchen Idealfall der Bedingungen für sakrale Kunst und Baukunst dar, daß wir ihn um seiner Deutlichkeit willen stets vor Augen haben müssen.

An ihm gemessen sinken die katholischen Kirchbauten der Renaissance, des Barock und der folgenden Zeiten bis heute zusammen zu Sakralbauten zweiter und dritter Ordnung. Sakralbauten sind und bleiben sie, da die Anwesenheit der Reliquien und das Meßopfer als Gründe der örtlichen Gebundenheit bestehen bleiben. Die Willensspannung der Zeit aber wendet sich anderen Lebensgebieten als gleichwertigen oder überwertigen Zielen

zu. Lange zwar behält noch die Kirche Macht und Mittel, um der wichtigste Mäzen der Künste zu bleiben. St. Peter in Rom und die Jesuitenkirchen sind Beispiele dieses Mäzenentums, das heißt gut gewählter, gut bezahlter virtuoser Kunstleistungen. Innere Hingabe des Künstlers, in den verschiedenen Epochen verschieden stark, ist wohl am Werke, aber nicht als erster Grund und als letztes Ziel des Bauens. Der kirchenbauende katholische Klerus der Neuzeit endlich kann, selbst wenn er das nötige Kunstverständnis besitzt, mit allem Gelde wohl keinen Künstler mehr gewinnen. Denn sofern derselbe sich als Künstler wahrhaft seiner Zeit verpflichtet fühlt, baut er eher für halben Lohn einen Bahnhof, eine Markthalle, eine Kaserne, als für doppelten Lohn eine Kirche.

Wir haben also in der Geschichte des christlichen, das heißt des katholischen Kirchbaues von den Tagen der Katakomben bis zur Neuzeit den Weg des eigentlichen Sakralbaues vom Primär-Sakralen über das Hochsakrale bis zum Sekundär-Sakralen vor uns.

Das radikale Bauprogramm der protestantischen Kirche

Ich wiederhole, daß es nicht im Rahmen dieser Betrachtung liegt, verschiedene Kirchenformen oder gar die ihnen zugrunde liegenden Religionsformen gegeneinander abzuwerten, vielmehr handelt es sich hier darum, die Elemente des Kirchengebäudes, mit denen die junge Reformation sich abzufinden hatte, zu verstehen und sie auf ihre Raumhaftigkeit hin zu prüfen. Es waren im wesentlichen folgende:

1. Der Altar, und zwar als Behälter der heiligen Gebeine oder Reliquien, ferner als Stätte des Meßopfers und Aufbewahrungsort der Hostie. Die raumhafte Bedeutung des Altars fand ihren baulichen Ausdruck durch die Aufstellung in einem besonderen, von der Gemeinde abgetrennten Raumteile, der sich allmählich aus einer einfachen Apsis zum selbständigen, den übrigen Kirchenraum an Ausstattung, zuweilen auch an Höhe und Größe weit übertreffenden Raume entwickelte. Die mit dem Dogma des Meßopfers verbundene Sonderstellung des Klerus prägte sich in den Hauptkirchen ebenfalls durch Absonderung eines Chorgestühls aus, das meist mit dem Altar-

raume zusammenfiel, zuweilen aber ein eigenes Raumgebilde der Kirche ausmachte.

2. Die mit den Reliquien oder Bildern gegebene Anwesenheit der Heiligen machte den Meßdienst und das Gebet an den Nebenaltären zu einer ebenfalls örtlich gebundenen Gottesdienstübung. Der Raum vor jedem Nebenaltar erhielt daher eigene Bedeutung und wurde zur Nische, zur Kapelle, zum Nebenschiff ausgebildet. Die wundervolle Gliederung des katholischen Kirchengebäudes, die Vielheit der Blickpunkte und Sehachsen ist also ebensowohl eine Folge der gegliederten Dogmatik, wie umgekehrt die Dogmatik sich in der zunehmenden konstruktiven Vielgliedrigkeit ausbreiten konnte.

3. Orgelspiel und Sängerchor mußten, als Bestandteile einer Zeremonie, vollkommen geschult, also nicht laienhaft, und — ähnlich dem Orchester Wagnerscher Weihespiele — für die Gemeinde möglichst unsichtbar sein. Die Aufstellung der Orgel im Rücken der Gemeinde, in großer Höhe oder in verborgenen Teilen des Gebäudes ließ ihr wenig oder keinen Einfluß auf die Raumgestalt.

4. Das Gestühl entsprach nur dem praktischen Bedürfnis und der Bequemlichkeit der Gemeinde und ist noch nicht als ein baulicher Ausdruck der Gemeindeversammlung anzusprechen. Das dem Hochaltar zugewendete Hauptgestühl wurde so angelegt, daß die erhobene Hostie gesehen werden konnte. Die Erhöhung des Altarraumes um mehrere Stufen und die Einrichtung, daß mit dem die Verwandlung anzeigenden Schellengeläute an Stelle des Auges das Gehör trat, ließ in Bezug auf Entfernung und Stellung des Gestühls zum Altar sehr

weite Grenzen zu. Vor den Nebenaltären genügten wenige, meist bewegliche Betstühle. Da Raum für den Verkehr nach allen Richtungen innerhalb der Kirche und für Ansammlungen vor den Beichtstühlen und Altären erforderlich war, so wurden weite Abstände des Gestühls, breite Gänge und Plätze offen gelassen. Da überdies die Größe der Kirche durchaus nicht nach der Seelenzahl der Gemeinde, sondern nach dem Opfersinn der Gemeinde oder des Stifters, nach dem Schwung oder dem Machtentfaltungswillen des Kirchenregiments bemessen wurde, so spielte das Gestühl keine irgendwie formbestimmende Rolle im Bauorganismus der Kirche. Es fügte sich demselben. Häufig, vor allem in dem an das fluktuierende Marktplatzleben gewöhnten Süden, fehlte es ganz.

5. Die Kanzel endlich diente einem relativ nebensächlichen Teil der Gottesdienstübung, der Predigt. Der kirchenfüllende Zulauf einzelner Kapuziner- oder Jesuitenpredigten bestätigte als Ausnahme nur die Regel. Ebensowenig wie die Predigt ein notwendiger Bestandteil des Kirchendienstes, war die Kanzel ein fester Bestandteil des sakralen Kirchenraumes. Aus akustischen, d. h. also praktischen Rücksichten wurde sie möglichst in der Mitte des Hauptraumes der Kirche, meist also an einem der Pfeiler des Mittelschiffes angebracht, ihre rituelle Bedeutung war aber nicht stark genug, um das feste Gestühl des Mittelschiffes, wo solches vorhanden war, aus seiner Richtung zum Hochaltar im mindesten abzulenken. Auch die Kanzel war also in der katholischen Kirche kein raumbildendes oder auch nur raumbestimmendes, sondern ein indifferentes Stück des Gebäudes.

Diese baulichen Elemente — Hochaltar und Chorraum, Nebenaltäre und Kapellen, Orgelempore, Gestühl und Kanzel — fand die Reformation vor, als sie mit ihrem neuen Gottesdienste zunächst in die alten Kirchen einzog. Darin, wie sie sich im Bestehenden einrichtete, und noch deutlicher darin, wie sie ihre eigenen Kirchen baute, offenbarte sich sinnfällig der zweifache Geist, der in der Reformation wie in jeder Erneuerung treibend war und ist: der konservative Geist, der alles beibehält und erhält, was dem Neuen nicht geradeswegs zuwiderläuft, und der radikale Geist, der von den Wurzeln her seine Ideen neu entwickelt und alle Schößlinge und Ranken abschneidet, die nicht unmittelbar aus der Wurzel kommen. Jede einseitig konservative oder radikale Idee spitzt sich zum Fanatismus zu und verpufft. Die bleibende Tat aber beruht wohl immer auf einer lebendigen Mischung beider. Auch Luther war als Mann der praktischen Wirkung höchst radikal und zugleich höchst konservativ, und gerade diese Mischung ist es wohl, die seine Schriften noch heute so unglaublich wirklich macht. So führt uns zum Beispiel seine Rede zur Einweihung der Schloßkirche in Torgau mitten in unser Problem, und einige Sätze daraus mögen hier folgen (Luthers sämtl. Werke, Verlag Heyder u. Zimmer, Frankfurt a. M. 1881. XX. Band, 2. Abtlg.):

„Meine lieben Freunde, wir wollen itzt dieß neue Haus einsegnen und weihen unserm Herrn Jhesu Christo . . . Damit es recht und christlich eingeweihet und gesegnet werde, nicht wie der Papisten Kirchen mit ihrem Bischofs-chresem und Räuchern, sondern nach Gottes Befehl und Willen, wollen wir anfahen Gottes Wort zu horen und zu handeln . . ."

„Kann es nicht geschehen unterm Dach oder in der Kirchen, so geschehe es auf eim Platz, unter dem Himmel, und wo Raum dazu ist. Wie St. Paulus am Wasser predigte zu Philippis und zu Troade in einem Saal . . ."

„Also soll dies Haus solcher Freiheit nach gebauet und geordent sein für die, so allhie im Schloß und zu Hofe sind, oder die sonst herein gehen wollen: nicht, daß man daraus ein sondere Kirchen mache, als wäre sie besser, denn andere. Häuser, da man Gottes Wort predigt. Fiele aber die Noth fur, daß man nicht wollte oder künnte hierin zusammenkommen, so möcht man wohl draußen beim Brunnen oder anderswo predigen. Denn die Propheten haben auch den Tempel zu Jerusalem nicht so groß geachtet, noch allzeit darinne gepredigt; sondern hie und da, wie und wo sichs zugetragen hat: als in ihren Schriften wohl zu sehen ist. Aber gleichwohl begehrten sie oft zu sein bei dem Haufen, und an der Stätte, da man öffentlich zusammenkam, wie der 42. Psalm (V. 5) saget: Ich wollt gerne hingehen mit dem Haufen, und mit ihnen wallen zum Hause Gottes, mit Frohlocken und Danken, unter dem Haufen, die da feiern. Nu muß ja derselbige Haufen etwo einen Raum, und sein Tag oder Stunde haben, so den Zuhörern bequem sei: darumb hat es Gott wohl geordnet und angericht, daß er die heiligen Sacramente eingesetzt zu handlen in der Gemeine, und an einem Ort, da wir zusammenkommen . . ."

„Und ist hie der Vortheil dabei, wenn die Christen also zusammenkommen, daß das Gebet noch einmal so stark gehet, als sonst. Man kann und soll wohl uberall, an allen Orten

und alle Stund beten; aber das Gebet ist nirgend so kräftig und stark, als wenn der ganze Haufe einträchtiglich mit einander betet."

„. . . welches wir wissen, daß es der rechte Gottesdienst ist, so ihm herzlich wohlgefället, und selbs dabei ist: daß wir ihm keine sondere Kirchen noch Tempel dürfen bauen mit großer Kost oder Beschwerung, und an keine Stätte noch Zeit aus Noth gebunden sein, sondern daß er uns die Freiheit gönnet, daß wir solchs thun mögen, wenn, wo und wie oft wir können, und deß uns vereinigen . . ."

„. . . daß wir miteinander Gottes Wort hören, miteinander beten und danken. Welches am besten in der Sammlung geschiehet, da man allein umb deßwillen zusammenkompt, und Herz und Gedanken weniger zurstreuet sind, weder sonst, da ein jeder fur sich selb oder mit andern zu thuen hat. Also und dazu soll auch jtzt dieses Haus geweihet sein, nicht umb sein-, sondern umb unsernwillen, daß wir selb durch Gottes Wort geheiligt werden und bleiben."

Die Mittlerschaft der Heiligen, mithin die örtliche Gebundenheit der Religionsübung an den Altar, den Sarkophag der Märtyrergebeine, oder an die stellvertretenden Heiligenbilder war aufgehoben, aber auch der Ort des geheimnisvollen Vorganges der Abendmahlsverwandlung war vom Altar weg auf die Lippen oder in das Herz des Gläubigen verlegt. Mithin war auch die besondere Stellung und räumliche Absonderung des Klerus ihres Grundes beraubt, jeder Gläubige war sein eigener Priester und dazu berufen, brüderlicher Helfer und Priester seines Nächsten zu sein. An die Stelle des die Messe feiernden Klerus trat die Ge-

meinde der Gläubigen, an die Stelle des Altars der Gläubige selbst. Daraus aber ergibt sich, wie wichtig die Unterweisung der Gemeinde im Glauben und in der Lehre, wie wichtig die Erbauung und Zubereitung des Gläubigen zur rechten Stätte des Abendmahlopfers notwendigerweise wurde. Sie trat recht eigentlich an die Stelle der sorgfältigen Erziehung des Klerus. So mußten die Predigt, der gemeinsame Gesang und das gemeinsame Gebet die wesentlichen Faktoren des Gottesdienstes werden, da sie grundlegende Bedeutung für die Wirksamkeit und damit, nach protestantischer Lehre, überhaupt für die Wirklichkeit des Sakramentes hatten.

Predigt, gemeinsamer Gesang und gemeinsames Gebet aber waren an keinen geheiligten Ort gebunden. Wo Gläubige, der Lehre Bedürftige zusammenkamen, konnten sie einen Gottesdienst abhalten, auch die Anwesenheit eines geschulten Predigers war zwar wünschenswert, aber nicht Bedingung, nach dem Worte: „wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter euch".

Unter anderen Himmelsstrichen hätte die Reformationsbewegung darum wohl zu Predigten am Brunnen, auf dem Markte, auf dem Berge, im Walde geführt. (Die „Los-von-Rom"-Bewegung hat in unseren Tagen ihre lebendige Beziehung zu den Quellen, zum Evangelium, durch derlei Versuche dokumentiert, wobei allerdings eine gewisse Romantik und eine gern hergestellte Beziehung zu unseren heidnischen Vorvätern mitwirkte.) Wenn daher die Protestanten der ersten Reformationszeit entweder vorhandene Kirchen benützten oder selbst Kirchen bauten, so handelten sie dabei lediglich aus praktischer Not: sie suchten Schutz

vor Regen und Kälte und unberufener Störung und bildeten den Raum so aus oder um, daß er einer möglichst großen Zahl von Gemeindegliedern möglichst ungehindert das Hören der Predigt und die Feier des Abendmahls erlaubte.

Die protestantische Kirche entsagte also von Anfang an allen in dem von uns erkannten Sinne sakralen Bestandteilen. Der kirchliche Bau war nicht mehr der religiös geeignetste, d. h. also sakrale Ort des Gottesdienstes, sondern der praktisch geeignetste Raum, und nichts gab ihm den Vorzug vor jedem anderen Raume, der in derselben Weise den praktischen Anforderungen und den ästhetischen Bedürfnissen genügte. Die Befriedigung dieser Notzwecke und die ästhetische Gestaltung der sie umfassenden Idee stellte natürlich eine genau umrissene Bauaufgabe dar, ebenso wie Schule, Rathaus und Theater. Nichts aber lag in der Aufgabe, was den Kirchbau an sich, d. h. die bauliche Darstellung eines bestimmten und besonderen Raumteiles des Universums forderte und zur religiösen Pflicht und Sehnsucht erhob, ihn also zum Sakralbau machte.

So entspricht die protestantische Baugesinnung jenem Falle, den ich im zweiten Kapitel auf Seite 34 an letzter Stelle bezeichnete: der Kirchbau ist bewußtermaßen Profanbau, wenigstens soweit der radikale Geist des Protestantismus wirksam ist. Der konservative Geist dagegen, insbesondere die konservative, d. h. weniger aus den Wurzeln des Evangeliums unmittelbar stammende, als aus der geschichtlichen Reife der katholischen Kirche gepflückte und geläuterte Auffassung des Altarsakramentes bedingt ein Bauprogramm, wie ich es an derselben Stelle als dritten Fall genannt und als scheinbar sakral bezeichnet habe und später näher betrachten werde.

Es ist klar, daß ich hier und in der Folge die Bezeichnungen radikal und konservativ niemals im parteipolitischen, sondern stets nur im Wortsinne meine, also im Sinne von „vom Ursprung ausgehend" und „beibehaltend".

Gerade da nun der radikale und der konservative Geist des Protestantismus eine lebendige, sich ergänzende Einheit bilden, und also auch das radikale und das konservative Bauprogramm sich praktisch vielfach mischen, wie z. B. ihre ungeklärte Mischung in der „Los-von-Rom"-Bautätigkeit den Anstoß zu diesen Betrachtungen gegeben hat, — so erscheint es nützlich, jedes der beiden Bauprogramme *gesondert* zu behandeln.

Eine kurze Beurteilung der Elemente des protestantischen Kirchbaues vom radikalen Standpunkte aus gibt das 1906 erschienene 17. Flugblatt des Dürerbundes von R. Bürckner. Von Luthers Torgauer Rede bis zu dieser Flugschrift und dem auf ähnlicher Grundlage stehenden sogenannten „Wiesbadener Programm" war der Radikaltrieb immer beteiligt, zuweilen aber einzig bestimmend bei Aufstellung des Kirchbauprogrammes und gibt wohl auch in moderner Zeit den Ausschlag.

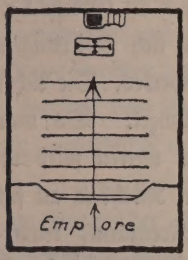
Kurz gesagt ist danach die Kirche ein Versammlungsraum. Die Größe der Kirche bestimmt sich nach der Seelenzahl der Gemeinde und der hiernach erforderlichen Anzahl solcher Sitzplätze, die in guter Hör- und Sehverbindung zur Kanzel stehen und die nötige Helligkeit zum Ablesen der Lieder bieten. Gestühl und Emporen sind also wesentliche Bestandteile des Raumes, sowohl ihrer Bedeutung wie ihrem Volumen nach. Die Kanzel ist der Richtpunkt des Raumes. Orgel und Sängerchor haben nicht aus mystischer Verborgenheit zu ertönen, denn sie sind nicht

Faktoren einer Zeremonie, sondern ganz und gar Bestandteil und Ergänzung des Gemeindegesanges. Ob dabei Orgel und Chor im Rücken oder zur Seite der Gemeinde sich befinden, also gewissermaßen gleichgerichtet mittönen, oder ob sie mehr als eine Darbietung der Gottesdienstleitung von einer gegenüberliegenden Bühne oder Empore herab erklingen, erscheint nicht als wesentlicher Unterschied. Sind doch z. B. auch den verschiedenen Stellungen des Geistlichen am Altar beim gemeinsamen Gebete Abwandlungen ein und desselben Gedanken zugrundegelegt: entweder er ist der Vorsprecher und wendet sich an die Gemeinde, steht also ihr zugekehrt, oder er ist ihr Fürsprecher wendet sich betend mit ihr an Gott, steht also gleichgerichtet mit ihr und kehrt ihr den Rücken zu. Einer der eifrigsten Anhänger Luthers, der Bischof Amsdorf z. B. hatte aus solchen Erwägungen in allen Kirchen seines Sprengels die Altäre umgedreht, so daß der Pfarrer, hinter dem Altar stehend, sich der Gemeinde zuwendet. Immer aber ist der Altar der Tisch, zu dem die Gemeinde herantritt, um das Liebesmahl zu feiern.

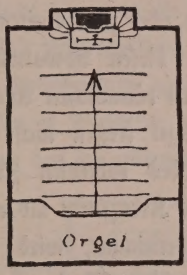
Für den räumlichen Ausdruck, den dieses radikale Programm gefunden hat, mögen hier einige Grundrißbeispiele verschiedener Typen folgen; naturgemäß haben wir dieselben nicht auf ihren sakralen Ausdruck hin zu untersuchen, denn solchen besitzen sie nicht; sondern, wie bei jedem Profanbau, handelt es sich — begrifflich zerlegt — um praktische Eignung und um räumliche Gestalt, und — im Werke vereinigt — um künstlerische Durchdringung und Einheit von praktischer Eignung und räumlicher Gestalt.

Der einfachste Fall ist das längliche Rechteck mit Kanzel und

Altar in der Längsachse an einer Schmalseite des Raumes und mit der Orgelempore an einer der beiden Schmalseiten (Skizze 5).

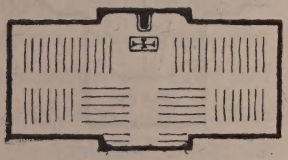


5

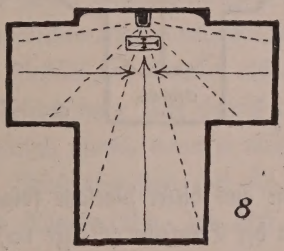


6

Hierbei kann das Rechteck eine Ausbuchtung für die Kanzel oder auch für Kanzel und Altar erhalten, doch nur von so gemessener Tiefe, daß die Kanzel nicht in unzweckmäßiger Weise den seitlichen Sitzplätzen entrückt wird (Skizze 6). Sofern man übrigens an dem Gedanken festhält, daß die Chorsänger nur die durch ihre Schulung zur Gesangsführung geeigneten Gottesdienstteilnehmer sind, ist ihre Aufstellung ebenfalls in guter Seh- und Hörbeziehung zur Kanzel, also an der entgegengesetzten Seite des Raumes, sinngemäßer.

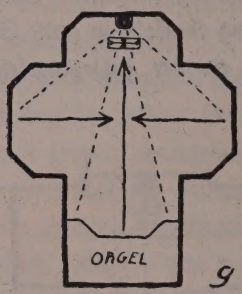


7

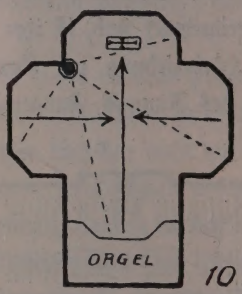


8

Aus dieser Grundform lassen sich verschiedene Abwandlungen herstellen, der Raum kann quadratisch, er kann breit statt lang, also mit der Kanzel an der Langseite angeordnet werden (Skizze 7), oder zwei Seitenarme fügen sich an (Skizze 8). Aber schon bei diesen Abwandlungen zeigen sich Abirrungen vom konsequenten räumlichen Ausdruck des Zweckes. Die Achsen der Gebäudeflügel treffen nicht mehr die Kanzel. Wo man dem Ausdruck des radikalen Zweckes weiter untreu wird und die symbolische Kreuzform als etwas für den Kirchbau an sich Gegebenes übernimmt, wird ein vierter Kreuzarm, kürzer oder länger, angefügt. Was zuvor (wie in Skizze 6) nur eine Schallnische war, wird jetzt notwendigerweise eine formalistische Wiederholung des katholischen Chorraumes, und die Kanzel wird den Achsen der Seitenarme ganz entrückt, so daß eine nicht nur raumkünstlerisch undeutliche, sondern alsbald auch praktisch unbrauchbare Form entsteht (Skizze 9).



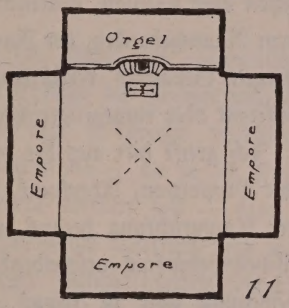
9



10

Die aus dieser Notlage folgende Anbringung der Kanzel an einem der Eckpfeiler (Skizze 10) stellt dann das radikale Baupro-

gramm vollständig auf den Kopf und führt, wenn auch aus ganz anderen Gründen, doch zu ähnlichen Anordnungen, wie wir sie weiterhin beim konservativen Bauprogramme finden werden. Die neueste Zeit hat einen Ausweg gesucht, bei dem sie die Kreuzform konservieren und doch die radikale Achsenstellung der Kanzel durchführen wollte, und hat einen Grundrißtyp geschaffen, der neben anderen von Curjel u. Moser in Karlsruhe und in der Schweiz ausgebildet wurde. Der um des kreuzförmigen Grundrisses willen angefügte vierte Arm wird im Innern der Kirche wieder abgeschnitten durch eine halbhohe Wand, an welcher Kanzel und Altar stehen (Skizze 11). In Emporenhöhe öffnet sich der vierte Arm jedoch wieder als Raum für Orgel und Sänger, so daß im Deckengewölbe die kreuzförmige Grundform gerettet wird. Diese Anordnung kommt einer praktischen Lösung nahe, scheitert aber an ihrer raumkünstlerischen Divergenz.



11

Den Begriff der räumlichen Konvergenz und Divergenz, oder, um es deutsch auszudrücken, der räumlichen Einhelligkeit und Vielspältigkeit, müssen wir uns genau vergegenwärtigen, da er für eine ganze Gruppe von evangelischen Kirchen entscheidend ist, und müssen uns dabei auch mit Gestühl und Empore als wichtigen Faktoren des Raumbildes beschäftigen. Der Begriff räumlicher Einhelligkeit hilft uns natürlich nichts, wenn er nicht auf Vorstellung und Gefühl beruht. Diese aber sind, wie alle spezifischen Raumvorstellungen und Raumgefühle, bei uns meist

schwach und undeutlich entwickelt und daher ohne Anschauung schwierig zu diskutieren. Dennoch können wir an dieser Stelle uns nur mit Worten und schematischen Liniendarstellungen verständigen, die, für sich betrachtet, spielerisch erscheinen, tatsächlich aber plastischen Vorstellungen und lebhaften Gefühlen entsprechen.

Wenn wir den räumlichen Ausdruckswert eines Bauteiles prüfen, so untersuchen wir dabei nicht, ob dieser Bauteil an sich schön oder unschön, praktisch oder unpraktisch ist, sondern ob er dem Raumgedanken, der Raumbewegung, der Raumrichtung des ganzen Gebäudes verstärkend und verdeutlichend folgt, sich indifferent oder entgegengerichtet verhält.

Ich greife hier aus der reichen Harmonie der Raumelemente, wie Proportion, Rhythmik, Farbaufbau, Lichtführung, nur das der Raumrichtung heraus, weil bei ihr Lehre, Ritus und praktisches Bedürfnis entscheidend mitsprechen. Raumrichtung, Raumbewegung aber ist etwas, das dem Raumfühlenden wie ein magnetischer Strom oder wie ein System magnetischer Ströme Leib und Seele durchdringt.

Zwei einfache und grobe Beispiele vermögen vielleicht den Begriff zu verdeutlichen.

Ein runder Raum wird durch eine Kuppel in seiner zentrischen Bewegung verstärkt. Ein von der Mitte herabhängender Kronleuchter oder ein ringsum hängender Kranz von Lampen kann diese Wirkung steigern, vier im Quadrate hängende Lampen würden nahezu indifferent, eine exzentrisch hängende Lampe aber entgegengerichtet, d. h. raumzerspaltend wirken.

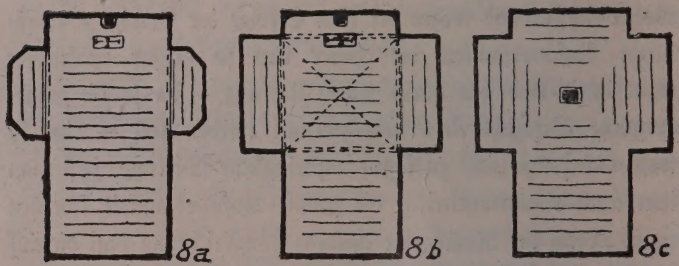
Oder: ein gleichmäßiger Aufmarsch hoher schmaler Fenster

an den Längswänden eines Saales verstärkt dessen Längswirkung. Durchführung derselben Fenster auch an der Schmalseite des Saales wird meist indifferent, Anbringung eines Rosettenfensters an der Schmalseite aber pointierend, die Raumbewegung nochmals verstärkend wirken. Dasselbe Rosettenfenster dagegen in der Langwand wird die einfache Längsrichtung stören, ja vielleicht ihr so stark entgegenwirken, daß eine ganz neue zweite Raumbewegung, nämlich eine Querhalle, vom Auge gefordert wird.

Das Gestühl ist nun infolge der Dauer des evangelischen Gottesdienstes und wegen der zum Erfolge der Predigt unerläßlichen Aufmerksamkeit der Hörer von so großer praktischer Wichtigkeit und hat durch seinen Umfang — da ja die größtmögliche Sitzezahl stets untergebracht werden soll — eine so wesentliche, um nicht zu sagen aufdringliche Wirkung, daß man ihm auch raumkünstlerisch die größte Aufmerksamkeit schenken muß. Wenn der Raum eine einfache Längsrichtung hat, die auf die Kanzel zustrebt, und wenn das Gestühl, dem Raume folgend, der Kanzel sich zuwendet, so ergibt sich eine einfache Beziehung, die in der reinen Rechteckkirche (wie in den Skizzen 5 und 6 auf Seite 57) meist besteht.

Sind bei der dreiarmigen Form die zwei Seitenarme untergeordnet, d. h. von geringerer Höhe oder durch Bogen deutlich abgetrennt, so ergibt sich für unser Beispiel 8 (siehe Seite 57) die hier umstehend mit 8a bezeichnete Anordnung des Gestühls. Das Gestühl der Seitenarme fügt sich zwar dem Raumbilde, zielt aber an der Kanzel vorbei. Fühlbarer wird die Vielspältigkeit, wenn die drei Kreuzarme gleichwertig sind und gemeinsam

einen Mittelraum schaffen, wie er in Skizze 8b durch die punktierten Gewölbelinien angedeutet ist. Das in den Mittelraum allein vordringende Hauptgestühl drängt die Seitenarme in untergeordnete Stellung, während baulich die drei Kreuzarme gleichwertig am Mittelraum beteiligt sind. Das Hauptgestühl zerstört also den Raum, und die Seitengestühle treffen nicht die Kanzel. Räumlich folgerichtig müßte die Anordnung so sein, wie sie in Skizze 8c dargestellt ist, ohne daß ich auf die praktischen Konsequenzen derselben hier eingehe.



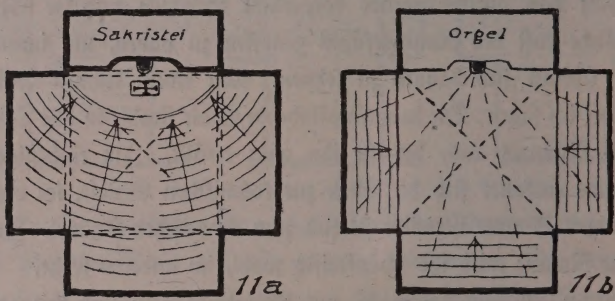
Die in der Skizze 8b gezeigte räumliche Divergenz trifft nun in höchstem Maße auf alle zentralen Kirchen zu. Die Zentralkirche ist sowohl des Wortklanges als auch des architektonischen Reizes wegen immer wieder und insbesondere in letzter Zeit zur Lieblingsidee des evangelischen Kirchbauers geworden. Man ging dabei von dem Gedanken aus, daß beim Zentralbau die größte Zahl von Sitzen in gleichmäßiger Entfernung von einem Zentrum, nämlich von der Kanzel, möglich sei. Daß das Zentrum des Raumes nicht mit der Kanzel in eins fällt, wird praktisch erst bei großen Räumen störend empfunden, ergibt dagegen raum-

künstlerisch stets eine Vielspältigkeit, die man nur einmal empfunden zu haben braucht, um sich ihr nie wieder verschließen zu können. Es ist klar, daß, rein geometrisch gesprochen, die beiden Zentren um so weiter, d. h. um so peinvoller auseinanderrücken, je größer das Gebäude ist, je weiter also die Kanzel von der Gebäudemitte entfernt ist. Bei zunehmender Größe und Monumentalität des Bauwerkes tritt allerdings das an menschliches Maß gebundene Gestühl in der Wirkung zurück. In gotischen Domen betont der Rhythmus der einhermarschierenden Pfeilerriesen so gewaltig die Richtung des Baues, daß die vielfältigsten Richtungen des Gestühls scheinbar bedeutungslos ihren Fuß umspülen. Doch braucht man nur einmal in einem einhelligen Raume oder Raumsysteme das durchdringende körperliche Behagen und die übersinnliche Lust des Raumgefühls genossen zu haben, um immer und überall sich danach zu sehnen. Mit einem kühnen Bilde möchte ich sagen: Die raumempfindende Seele strahlt in alle Teile eines Raumes aus, bis sie ihn ganz erfüllt. Im einhelligen Raume entfaltet sich die Seele zur kosmischen Gestalt, im vielspältigen Raume verwirrt sie sich zum chaotischen Knäuel. Im einen Raume wird ihr schöpferisch wohl, im anderen wehe.

Wenn ich nun fortfahre, mit Grundrißskizzen und mit verschiedenen Stricharten Nachweise zu führen, so halten wir dabei im Sinne, daß diese Linien stenographische Zeichen räumlicher Formen und daß diese räumlichen Formen Gestalt und Gebärden der Seele im Raume sind.

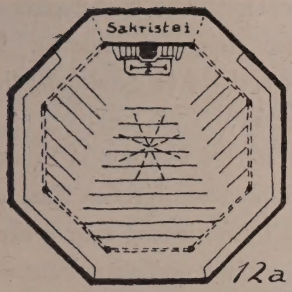
Die vorhin als moderner Typ der zentralen Kreuzkirche gezeigte Skizze 11 lasse ich hier nochmals folgen, und zwar sind die Mauerformen wie bisher ohne Rücksicht auf Fenster und

Türen durch starke Linien angegeben, die Gestühle durch dünnere Linien, ihre Richtungsachsen ergeben sich aus dem Verlauf der Bänke. Die bauliche Richtung und Bewegung der Räume ist durch stark punktierte Hilfslinien verdeutlicht, welche ungefähr den sichtbaren Konstruktionsgliedern, Gewölberippen und dergleichen entsprechen mögen. Die Kanzel ist wie bisher als schwarzer Punkt, der Altar als Rechteck mit Kreuz dargestellt. Außer den Formen und Achsen des Gebäudes und den nicht minder materiellen Formen und Achsen des Gestühls ist mit fein punktierten Linien noch das magnetische Netz angedeutet, mit welchem die aufmerksame Spannung der versammelten Gemeinde den Raum fühlbar durchwebt.

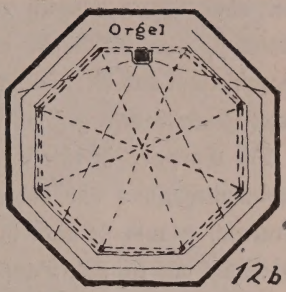


11a 11b

Die Skizzen 11a und 11b sind solchermaßen nur Schemata, und zwar nach einer im Jahre 1907 von Curjel u. Moser, Skizzen 12a und 12b nach einer im Jahre 1913 von mir erbauten Kirche. Jedes der Gebäude ist als Zentralgebäude auf seine Mitte, das Gestühl als das einer Predigtkirche auf die (exzentrisch liegende) Kanzel, das Emporengestühl wieder auf die bauliche Mitte, die geistige Spannung da-

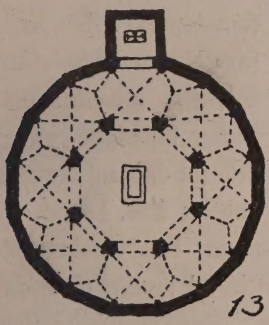


12a



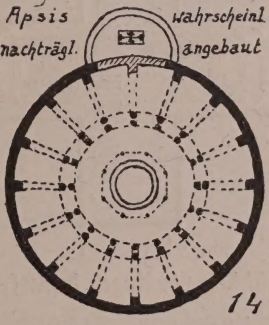
12b

gegen auf die exzentrische Kanzel gerichtet. Wenn man sich die Emporengrundrisse, die leider getrennt dargestellt werden müssen, auf die Erdgeschoßgrundrisse gelegt denkt, wird man erkennen, welche Zersplitterung der räumlichen Beziehungen gerade in den Zentralbauten herrscht. Wer offenen Auges einem solchen Raume sich hingibt, fühlt sich verwirrt statt gesammelt. Werfen wir dagegen nur einen einzigen Blick auf die Skizzen 13 und 14, die Schemata einer Taufkirche und einer Grabkirche, so empfinden



13

Karl des Großen Palastkapelle zu Aachen

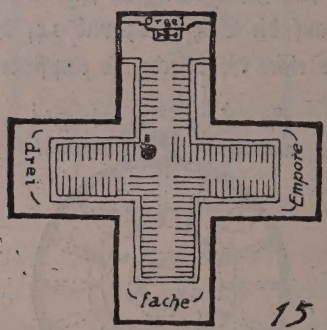


14

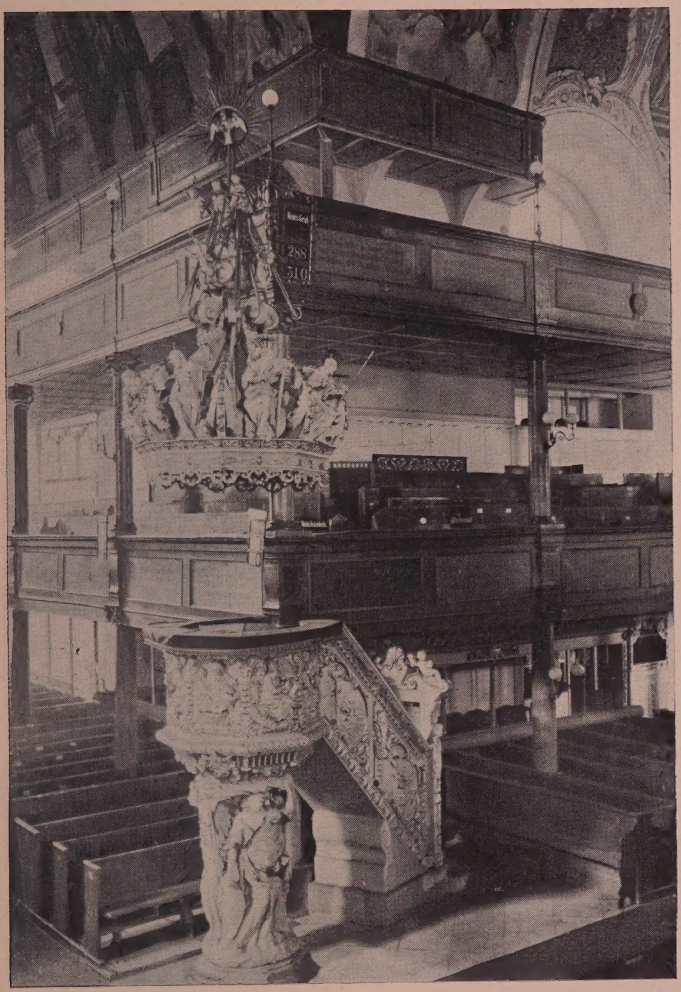
Baptisterium zu Nocera de' Pagani

wir ohne alle Hilfslinien die unabweichliche Einhelligkeit des Raumes, aller Raumteile und der geistigen Spannung. Auf Baptisterium und Mausoleum geht übrigens die Entstehung kirchlicher Zentralbauten geschichtlich zurück.

Die Empore ist eine Sonderform des Gestühls in baulicher Zusammenfassung und daher von räumlich stärkstem Ausdruck. Praktisch erlaubt sie nicht nur die Unterbringung einer größeren Hörerzahl auf kleinerer Baufläche, also mit geringeren Baukosten, sondern sie ordnet diese vergrößerte Hörerzahl in gleichmäßigeren Abständen von der Kanzel an, als dies im ausgedehnten Schiffe möglich ist. Ich glaube daher auch nicht, daß sie ihre Entstehung der anfänglichen Notwendigkeit verdankt, sich in katholischen Kirchen, die im Mittelschiffe zu wenig Hörerplätze boten, einzurichten, sondern daß sie eine aus dem Wesen der protestantischen Kirche hervorgehende Form ist. Die sechs Anfang des 18. Jahrhunderts nach schwedischem Muster von schwedischen Baumeistern in Schlesien gebauten Gnadenkirchen bestätigen dies. Man stelle sich an Hand der Skizze 15 und der Abb. 16 den Innenraum der Gnadenkirche in Hirschberg vor Augen, dessen konstruktive wie raumkünstlerische Idee geradezu auf den dreifachen, bis unter die Decke wachsenden Emporen beruht. Dieselben fügen sich nicht nur, sondern sind ein eigener und wesentlicher Bestandteil des ganzen Raumgebildes. Diese Gna-



15



Ev. Gnadenkirche Hirschberg i. Schl. Abb. 16

Ev. Stadtkirche in Karlsruhe i. B. Abb. 17

denkirchen galten offenbar als Typ eines billigen Holzbaues für große Gemeinden und zugleich als Typ einer Predigtkirche, denn die Kanzel bemühte sich, ins bauliche Zentrum vorzurücken. Von ihrer und der Anordnung des Altares aber wird an anderer Stelle noch zu sprechen sein.

Solche Fälle, in denen die Emporen wirklich zu einem besonderen und in sich ruhenden Raumgebilde wuchsen, sind leider bis in die neuere Zeit hinein selten. Meistens ist vielmehr der Kirchenraum als freie Halle empfunden, und die Emporen sind entweder indifferent oder gar störend eingeklebt. Dabei spreche ich nicht von dem Sonderfalle, daß die Emporen später eingebaut wurden, um die Sitzezahl nachträglich zu erhöhen, sondern von jener Mehrzahl der Fälle, wo der Erbauer von einer vorgefaßten, nicht speziell protestantischen und insofern unsachgemäßen Raumidee ausging und dieselbe nun zum Plane einer Emporenkirche mehr oder weniger zurechtformte. So entsteht kein harmonisches Ganzes. Ich erinnere nur an die gewohnheitsmäßige Unart, Emporen quer über Langfenster zu führen oder sie zwischen aufstrebende Säulen eines Hallenschiffes einzuzwängen. (Vgl. Abb. 17.)

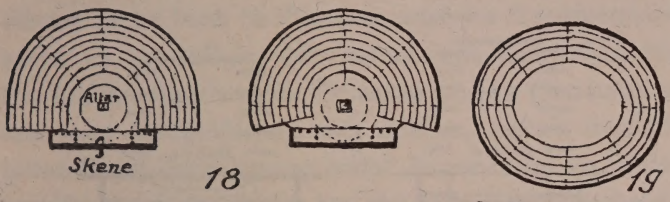
Eine Parallele, die man mit größerer Unbefangenheit betrachtet, bietet der Theaterbau. Wenn zum Beispiel die Stützsäulen der Ränge bis zur Decke laufen, also dort ein entsprechendes Teil der Decke ausschneiden, so besteht das Theater aus dem frei über dem Parkett sich erhebenden Mittelraum und den als Raumerweiterungen sich ringsum anschließenden Logen. Ich erinnere mich, das Teatro Carlo Felice in Genua bei Tage, d. h. ohne Vorstellung und ohne festliches Licht gesehen und als derartiges Raumgebilde deutlich empfunden zu haben. Sobald aus praktischen

Gründen die Stützen der Ränge wegfallen oder doch weit nach hinten verlegt werden und damit auch die Logen verschwinden, sieht man sich folgerichtig gezwungen, nicht mehr den innerhalb der Ränge liegenden Mittelraum des Theaters, sondern den von den Außenwänden umschlossenen Gesamtraum darzustellen. Man gelangt zu einer über das Ganze ausgespannten Gesamtdecke, ja zu Wandpfeilern und Lisenen, die nun an der Hinterwand der Ränge herunterlaufen, drei- oder viermal von diesen quer durchschnitten. Die hereinragenden Ränge und Galerien selbst aber wirken nun nicht mehr als Angliederungen und Erweiterungen des Mittelraumes, sondern als Einschnürungen und Durchkreuzungen des Gesamtraumes. Ganz unbefangen und rein raumkünstlerisch betrachtet ist jedes Theater, das diese Halbheit nicht überwindet, ein verwirrendes, unklares, in allen Teilen sich selbst aufhebendes Raumgebilde, in dem man vergeblich nach einem Standorte sucht, von dem aus es sich mit einem Blick begreifen ließe. Das moderne Bestreben, durch Holzpaneele, durch Farben- und Materialrausch unser ohnedies schon abgestumpftes Auge darüber hinwegzubringen, sucht einen dekorativen Mantel für die raumkünstlerische Blöße und bekennt dadurch erst recht deren Vorhandensein.

Aber auch das Problem der Zwiespältigkeit von materieller Raumrichtung und ideeller Raumspannung kehrt beim Theaterbau wieder.

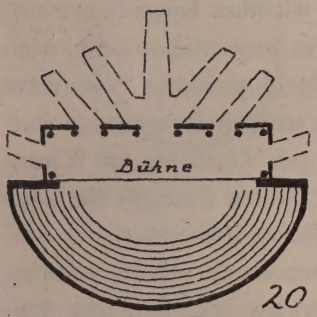
Betrachten wir die beiden Ursprungsformen des Theaters in den Grundrißskizzen 18 und 19, so ergibt sich schon linear eine einhellige Beziehung, indem die Raumachsen und die Nutzachsen, die materielle und die ideelle Raumbewegung in eines

fallen. Daß die ideelle Raumspannung sogar den leeren Sitzreihen gegenüber fühlbar und daß ihre Vergleichung mit der materiellen Raumrichtung kein Formalismus ist, sondern elemen-



Grundformen des altgriech. Theaters Colosseum Rom

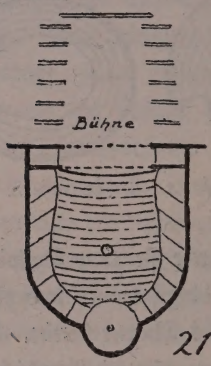
taren Raumgefühlen entspricht, wie wir sie zum Beispiel als elementare Zeitgefühle in der Musik längst kennen und pflegen, das bestätigt sich jedem, der ein antikes Theater betritt. Selbst die Reste eines solchen (dazu nach oben offenen) Amphitheaters wecken, ganz abgesehen von allen romantischen Nebengefühlen, eine überwältigende Raumvorstellung. Ich denke dabei nicht nur an das Kolosseum in Rom oder das Theseustheater in Athen, sondern an minder berühmte Reste kleiner griechischer Theater und letzten Endes an Palladios Theater in Vicenza, dessen Grundriß hier in Skizze 20 folgt.



Theater des Palladio in Vicenza

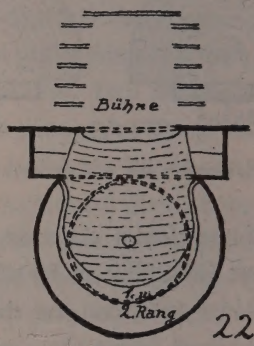
Man versuche sich dagegen die Raumbilder zu vergegenwärtigen, die man von neuzeitlichen Theaterbauten, etwa der Scala

in Mailand, der Grand Opéra in Paris, dem Covent Garden in London, dem Schauspielhause und dem Opernhause in Berlin in Erinnerung trägt, und betrachte dazu die nachfolgende Grundrißskizze 21 eines dieser Gebäude. Auch das



21

Kgl. Oper-Berlin



22

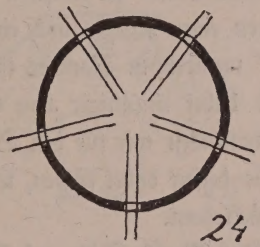
Lessingtheater-Berlin

Berliner Lessingtheater (Skizze 22) mit seiner bewußten und ausdrücklichen Betonung der einfachsten geometrischen Form, nämlich des Kreises, vermag trotz dieses zentrierten Raumbildes nicht die exzentrische, auf die Bühne gerichtete Spannung zu überwinden. Es ergibt sich, daß der große Theaterbau mit Rängen und tiefer Bühne vorläufig in eine ähnliche Sackgasse führt, wie der Bau protestantischer Zentralkirchen bei exzentrischer Aufstellung der Kanzel. Beide Formen ergeben allerlei praktische Vorteile, allerlei Möglichkeiten reicher oder geschickter Aufmachung, aber niemals ein durch sich selbst und seine Klarheit bezwingendes Raumbild. Auf die Gefahr hin, damit allein zu bleiben, muß ich gestehen, daß ich keine evangelische Zentral-

kirche und kein neuzeitliches Theater kenne, in denen die Seele sich erlöst und nicht vielmehr irgendwie gequält und verwirrt gefühlt hätte.

Noch einen Hinweis auf die Beziehung der baulichen Raumrichtung zu der durch die Benutzung gegebenen Raumspannung möchte ich hier anfügen, und zwar an einem Verkehrsbau, bei dem natürlich diese durch die Benutzung gegebene Spannung in einer ganz handgreiflichen, nicht geistigen, sondern ebenfalls materiellen, Verkehrsbewegung besteht. Angenommen, eine Stadtverwaltung begeistert sich an dem Gedanken, ihren Zentralbahnhof als Zentralbau aufzuführen; entweder entsteht, schematisch gesprochen, ein Rundbau mit quer durchlaufenden Schienensträngen (Skizze 23), wie er für die Führung der Züge notwendig, für die Führung des Baues aber völlig unsinnig wäre;

23



24

oder es entsteht ein Rundbau mit konzentrischer Zuführung der Schienenstränge, ähnlich einem Lokomotivschuppen (Skizze 24), was der Raumbewegung gemäß, der Verkehrsbewegung aber vollkommen zuwider wäre. Es ergibt sich daraus in Kürze, wie unsinnig eine nicht aus der Sache, sondern vielleicht aus dem Klange eines Wortes abgeleitete Raumidee sein kann.

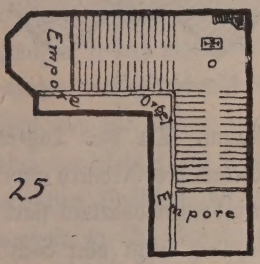
Wäre unser Gefühl für Raum nicht so unentwickelt oder verwildert, so bedürfte es hier keiner umständlichen Überlegung, und wir würden unmittelbar empfinden, ob und warum manche Räume uns zusagen, andere uns beunruhigen, ja quälen.

Sollen wir an dieser Stelle auch noch davon sprechen, warum ein Raum (praktisch) eine Raumgestalt (künstlerisch) sein soll? Warum errichten wir, wenn eine Kirche gebraucht wird, nicht ein wohlimprägniertes Zelt oder eine Baracke, oder führen vier Mauern auf und legen ein paar T-Schienen darüber usw.? Warum wird ein „Bauwerk" errichtet? Weil es einmal so üblich ist, weil man ein übriges tun möchte, weil Kunst angenehm ist und angenehm macht? Tausend Menschen zu einer Gebetsgemeinschaft vereinigt, das ist ein Ding, ist ein Neues. Es sind nicht nur tausend Seelen, es ist ein Stück der Weltseele. Viele tausend Steine zu Mauern vereinigt, sind auch ein Ding. Sie bilden einen Körper und einen Raum, der ein sichtbares Stück des unendlichen Raumes ist, je erkennbarer, klangvoller, reicher und dabei einfältiger von Gestalt, desto befriedigender für den Schaffenden wie für den Schauenden, indem wir uns in einem Teile dessen dabei fühlen, woraus wir stammen und wohin wir zurückkehren.

Daß Musik-, Bild- und Dichtwerke diesem heiligen Erlösungszweck, dieser Befreiung aus der Formlosigkeit mit Urgewalt entspringen, geben wir leichter zu, als daß auch die raumbildende Baukunst diesem Zwecke dient. Denn sie hat zugleich praktische Bedürfnisse zu erfüllen, ja deren Erfüllung ist, wenn auch nicht ihr Grund, so doch ihr jeweiliger Anlaß, und die Verwechslung des Anlasses mit dem Grunde führt zur falschen Bewertung.

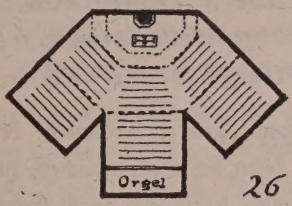
Wir dürfen uns daher an dieser Stelle nicht dabei beruhigen, daß die Zentralkirche wirklich eine leidliche Anordnung der Hörer ergibt. Denn solange sie kein reines Raumbild erzeugen kann, ist sie nicht im letzten Sinne eine Lösung der Aufgabe des protestantischen Kirchbaues, sondern, cum grano salis, eine steinerne Baracke.

Daß man sich in verschiedenen Perioden des evangelischen Kirchbaues um die Einheit der baulichen Raumbewegung mit den räumlichen Beziehungen zwischen Kanzel, Gestühl und Empore bewußt bemüht hat, ist aus zahlreichen Bauten, Umbauten und unausgeführten Entwürfen zu entnehmen, deren ich einige in den Grundrißskizzen 25—28 hier wiedergebe. Ihre Vorzüge wie ihre Mängel weisen gleichermaßen auf die vorhin schon erkannte Problematik der Aufgabe hin.



25

Ev. Kirche Freudenstadt
(17. Jahrhundert)

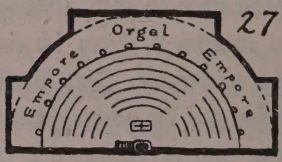


26

Plan einer ev. Kirche
für Königgrätz i. B.
Architekt: Otto Bartning

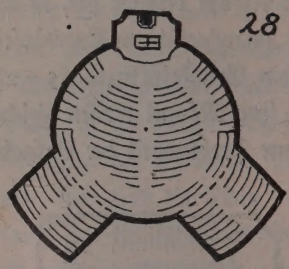
Mit dem radikalen Kirchbauprogramme ist die Flucht der Künste unmittelbar verbunden. Wir denken dabei weniger an Bilderstürmerei, die als reine Abkehr vom Bilderdienste zu ver-

stehen ist, sondern an das je nach Zeit und Gegend verschieden starke, stets aber wirkende Puritanertum im evangelischen Kirchbau, das die wohlbekannte Nüchternheit zur Folge hat. Sie liegt scheinbar im Bauprogramme begründet. Denn die Forderung zurückhaltender Würde des Raumes, wie sie der Art und Würde des Zweckes entspricht, hat keine beflügelnde Kraft, die etwa über die Aufgabe des Gerichtssaales oder Hörsaales hinausführte, keine Kraft also, die Bau und Ausstattung der Kirche zur höchsten Aufgabe aller Künste einer Zeit machen könnte.



27

Reform. Kirche in Lübeck erbaut 1826 von Baumstr. Lillje (vergl. Skizze 18 u. 19)



28

Ev. Kirche in Bentschen.

Bunte Fenster verdunkeln den Raum. Da das Tageslicht zum Lesen des Gesangbuches, zum Sehen des Redners erforderlich und dabei oft durch Emporeneinbauten ohnedies stark beeinträchtigt ist, kommen gemalte Scheiben nicht oder doch nur in ganz blassen Tönungen in Frage, nicht anders also als bei einem Saale, Treppenhause oder dergleichen. Die in zahlreichen Kirchen notwendige künstliche Beleuchtung am hellen Tage, die womöglich während der Predigt gelöscht und nachher wieder angezündet werden muß, wird niemand als eine Lösung des Lichtproblems bezeichnen wollen.

Darstellungen erzählender oder symbolischer Art, die den Beschauer beschäftigen könnten, bilden ebenso wie Sprüche Ablenkungen der Hörer von der Predigt und dem Wortlaute des Gebets. Kein Geistlicher wünscht, daß die Wände predigen, während er redet. Da die gesamte Gottesdiensthandlung ungeteilte Aufmerksamkeit der Hörer voraussetzt, und da ohne und außerhalb der Gottesdiensthandlung die Predigtkirche ein gleichgültiger, meist sogar verschlossener Raum ist, so kann kirchliche Kunst weder als religiöse Opfergabe des Künstlers und Stifters naiv und unmittelbar sich äußern, noch kann sie eine dienende, administrierende Rolle im Gottesdienste einnehmen, sondern sie wird mit mehr oder weniger Verlegenheit geduldet oder gar aus rein historisch-ästhetischen Rücksichten gefristet, wie Volkstrachten und dergleichen.

Zeiten wie das Barock, mit reichem Safttriebe der Gestaltung und üppigem Blütenansatz, schmückten natürlich auch ihre Kirchbauten, ohne daß man aber von kirchlicher Kunst sprechen könnte. Bewundernswert vielmehr ist hierbei die Urwüchsigkeit des Kunsttriebes, der alle, mithin auch die kirchlichen Lebensformen gleichmäßig durchdringt, im Gegensatz zu romantischen oder historisch eklektischen Perioden, die gewisse Formen, gewisse Farben und Symbole (z. B. Spitzbogen, Vierpaß, Violett) einer spezifisch-sakralen Wirkung reservieren möchten, einer Wirkung, die, ganz abgesehen von ihrem ästhetischen Unwert, immer nur pseudo-sakral sein kann.

Dennoch wird die Entstehung einer pseudo-sakralen Dekorationskunst, wie sie heute noch spukt, von hier aus erst verständlich. Neben dem Neubau evangelischer Kirchen nämlich

läuft eine bunte und wechselvolle Reihe der Adaptionen her. In bestehenden katholischen Kirchen richteten die evangelischen Gemeinden sich ein. Natürlich entschwand solchen Räumen die sakrale Pointe der Reliquiengegenwart, des Allerheiligsten und der ewigen Lampe, wohl aber verblieb ihnen der Stempel der Inbrunst und der religiösen Willensspannung, aus der heraus sie ursprünglich als hochsakrale Räume geschaffen worden waren, und man genoß diese Hinterlassenschaft als Stimmung. Unter Verkennung der Ursache glaubte man dann in den Neubauten die Wirkung reproduzieren zu können, indem man die erprobten Stilarten, Formen und Farben reproduzierte; natürlich mit mehr als negativem Erfolge. Dieser romantische Ästhetizismus jedoch, der bei bewußt profaner Bauabsicht doch nach sakralen Nebenwirkungen schielt, ist auf gewisse Zeitabschnitte beschränkt und fällt nicht ins Gewicht neben jener anderen Kraft, die vom Beginn der Reformation an neben der radikalen Entwicklung des Bauprogrammes herlief, dieselbe kreuzte und umlenkte. Diese Kraft ist der (in Luther sowohl wie in der ganzen Reformation mitwirkende) konservative Trieb, der sich baulich hauptsächlich auf Altar und Altarraum richtete, während der radikale Trieb der Reformation sich vorwiegend dem Kanzeldienste zuwandte.

Denn der in unserem Wortsinne radikale Protestantismus konnte nur die Unterweisung und Zubereitung des einzelnen freien Christenmenschen pflegen, auf daß dieser Jesum durch den Glauben in sich aufnehme, mußte also die Predigt als wichtigste Form der Unterweisung in den Mittelpunkt der Religionsübung stellen. Auch, das Abendmahl, das von diesem Standpunkte nur eine Erneuerung, eine Bestärkung, eine Hilfe zum gleichen Endziele, nämlich zur

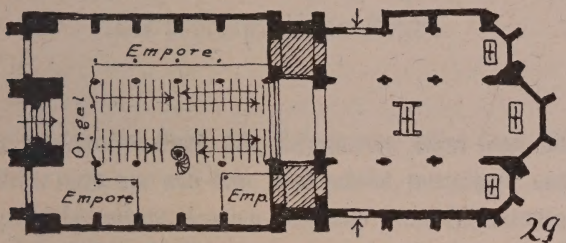
Aufnahme Jesu durch den Glauben darstellt, wird durch die Predigtunterweisung vorbereitet. Denn wenn der Glaube fehlt, ist das Abendmahl wesenlos. Wenn mithin der Glaube der entscheidende Faktor im Abendmahle, und die Seele des Gläubigen der Ort des Vorganges ist, so gilt der Altar, von dem aus das Abendmahl gereicht wird, nicht höher als die Kanzel, von der aus die Lehre verkündet wird. Das radikale Kirchbauprogramm kennt darum keinen mit besonderer Weihe umgebenen Altar in abgesondertem Raume, sondern den Tisch des gemeinsamen Mahles inmitten der Gemeinde, vor der Kanzel oder sogar mit dieser fest verbunden. Dieses Programm hat den Vorzug, für den Altar- wie den Kanzeldienst nur eine Richtung des Gebäudes, des Gestühles und der ideellen Spannung, also nur eine einheitliche Raumbewegung zu bedingen. Räumlich trifft also hier all das für den Altar ebenfalls zu, was vorhin über die Beziehung des Raumes zur Kanzel gesagt wurde. In Zentralkirchen, nebenbei bemerkt, die so klein sind, daß der für den Umgang angemessene Abstand des Altars von der Kanzelwand annähernd gleich dem Halbmesser des Zentralraumes ist, kommt der Altar in die Mitte zu stehen. Es ist dies ein glücklicher Sonderfall, wo die vorhin aufgezeigte Vielspältigkeit sich in eine teilweise Einhelligkeit des baulichen und rituellen Zentrums auflöst. Doch kommt diesem Falle keine prinzipielle Bedeutung zu, denn je mehr der Halbmesser des Zentralraumes größer als der Abstand zwischen Kanzel und Altar wird, desto mehr entweicht wieder der Altar aus der zentrischen in die exzentrische Stellung.

Wo bestehende katholische Kirchen in radikalem Sinne adaptiert wurden, ist meist vor den ehemaligen Chorraum ein schlich-

ter Altartisch gestellt, der Chorraum selbst aber geschlossen oder ebenfalls mit Gestühl besetzt worden. Ich erinnere mich eines Falles in Marbach in Württemberg, wo außer dem Schiffe sogar der ehemalige Chor mit einer Empore besetzt war, so daß die ursprünglich als Langhaus mit angesetztem Chore gebaute Kirche nun allseitig von Emporen umzogen war, in deren offener Mitte der Altar stand. Anbringung der Kanzel in der Hauptachse war bei Adaptierung katholischer Kirchen fast immer unmöglich, da an Stelle einer die Kanzel tragenden Stirnwand sich der Triumphbogen zu dem tiefen, schallverschlingenden Chorraume öffnete. So übernahm man meist die seitliche Kanzel. Daß die radikale Baurichtung damit aber durchaus keine Neben- oder Unterordnung der Kanzel im Verhältnis zum Altar anerkannte, geht aus der häufig anzutreffenden Anlage eines umklappbaren Gestühls hervor, das für die Dauer der Predigt an Stelle eines nach dem Altar gerichteten Langhauses ein nach der Kanzel orientiertes Breithaus mit zweiseitig konzentrischen Sitzreihen herstellt. Während des Altardienstes verbleibt also für einen Teil der Gemeinde die Kanzel, und während des Kanzeldienstes für denselben Teil der Gemeinde der Altar im Rücken. (Vgl. Skizze 29.)

Am bezeichnendsten für diese radikale Betonung der Kanzel trotz und entgegen der ursprünglichen Altarrichtung eines übernommenen Raumes scheint mir die im 13. bis 15. Jahrhundert erbaute, jetzt evangelische Kilianskirche in Heilbronn, der das Grundrißschema der Skizze 29 entnommen ist. Dort, wie auch an einigen anderen Orten Schwabens wird, um das geräuschvolle Umklappen der Bänke zu vermeiden, die Altarliturgie gekürzt

von der Kanzel ausgeübt, so daß für die überwiegende Zahl der Sonntage Altar und Altarraum seitab unbenützt liegenbleiben. Nur zur Abendmahlsfeier wird die vordere Gruppe der Bänke umgeklappt. Dann aber wird nicht nur von einem, sondern, unter Zuziehung des früheren Hochaltars und zweier Nebenaltäre in den Kapellen der Chorwand, von vier Altären



Kilianskirche in Heilbronn

durch zehn Geistliche das Abendmahl zugleich ausgeteilt. „Da sind wir als bald fertig", erläuterte mir der Kirchendiener, nicht eben geschmackvoll, aber um so bezeichnender für den naiv praktischen Geist dieser radikalen Bauanordnung. Weitere Beispiele für die Unabhängigkeit der Abendmahlsfeier vom Altar finden sich in Schweizer Gemeinden, wo teils eine wirkliche Tafel mit vielen Kelchen und Broten aufgedeckt wird, an welche die Gemeinde in großen Gruppen herantritt, teils der Kelch von Hand zu Hand durch die Reihen der Gestühle wandert.

So zeigt sich immer von neuem, wie das radikale Kirchbauprogramm des Protestantismus von der Predigt, also von den praktischen Erfordernissen des Kanzeldienstes ausgeht, eine besondere Eigenschaft des Altars nicht kennt (wie wir bei Luther

auch ausdrücklich betont fanden), mithin eine Unterordnung der Kanzel gegenüber dem Altar nicht gelten läßt, selbst wo diese bei einer übernommenen seitlichen Kanzelstellung baulich scheinbar vorhanden ist. Eine örtliche Bindung der Religionsübung an den Altar, d. h. eine sakrale Weihe des Altarraumes und von da aus der Kirche, ergibt sich also nicht.

Das konservative Bauprogramm der protestantischen Kirche

Der konservative Geist der Reformation bildet seine Abendmahlslehre nicht nur aus dem, was radikal, wurzelhaft, aus den Evangelien hervorgeht, sondern auch aus jenen Bestandteilen der reifen katholischen Meßlehre, denen von den Evangelien nicht widersprochen wird. Bei unbefangener Betrachtung wenigstens will mir folgendes scheinen:

Wer ohne alle Kenntnis von der Dogmatik der ersten fünfzehn Jahrhunderte des Christentums die Berichte vom Abschiedsmahle Jesu und von den Liebesmahlen der ersten Christengemeinden in Apostelgeschichte und Briefen des Neuen Testamentes läse und zur Grundlage einer Religionsübung erheben wollte, der käme wohl immer nur auf ein gemeinsames, vielleicht in symbolisch vereinfachter Form abzuhaltendes Mahl zur Erinnerung an Jesus, zur Stärkung in der Dankbarkeit und Hingabe an ihn und in der Liebe untereinander.

Wer dagegen die ausgereifte katholische Meßlehre prüfte und in dem Sinne reformierte, daß er sie von quellenwidrigen Bestandteilen reinigte, der könnte sehr wohl vom einmal bestehenden

Begriff der Verwandlung ausgehend die Textworte: „Dies mein Leib, dies mein Blut" aussprechen: „Dies ist mein Leib, dies ist mein Blut", und also den Grundgedanken des Meßopfers festhalten, obwohl er ihn aus dem stofflich Wunderbaren ins geistig Wunderbare läuterte, reformierte. Beide Auffassungen waren und sind wirksam, wie die Geschichte der Reformation und des Protestantismus zeigt.

Wenn ich den für unser Bauproblem wichtigen Unterschied kurz ausdrücken darf, möchte ich sagen: Der von den Wurzeln ausgehende, radikale Protestantismus lehrt, Brot und Wein sind und bleiben Brot und Wein, die Wirklichkeit und Wirksamkeit des Abendmahls beruht auf der Intensität des Glaubens und der Hingabe, die wiederum durch den Abendmahlsgenuß eine augenblickliche Steigerung und dauernde Stärkung erhält. Der in unserem Sinne konservative Protestantismus lehrt, Brot und Wein werden in der Abendmahlsfeier wirklich Christi Leib und Blut, ihre Wirksamkeit aber haftet nicht dem Kelche und der Hostie real an, sondern besteht nur durch den Glauben und in dem Glauben des Empfangenden. Damit ist während der Abendmahlsfeier eine Anwesenheit des Leibes und Blutes Christi, also eine besondere Weihe des Altars gegeben, die Stätte der Wirksamkeit von Leib und Blut ist aber so ganz in die Brust des Gläubigen verlegt, daß daneben die örtliche, d. h. sakrale Bedeutung des Altars verblassen muß.

Nur diejenigen Linien der Transsubstantiationslehre habe ich mich unterfangen, mit ungeübtem Finger nachzufahren, die auf das Bauprogramm hinlaufen, und beeile mich, zu dem baulichen Korrelat dieser Lehre, dem Altar, zurückzukehren. Und wie wir

schon in der einleitenden Schilderung der Los-von-Rom-Bautätigkeit Kanzel und Altar als die Brennpunkte eines praktisch-ästhetischen Streites erlebten, so haben sie sich aus der theologischen Betrachtung heraus als die Pole zweier Bauprogramme ergeben.

Die in unserem Sinne sakrale Bedeutung des Altars besteht zwar für das konservative Bauprogramm, ist aber zeitlich auf die Dauer der Abendmahlsfeier beschränkt, und auch die ritusmäßige Wiederholung dieser Feier macht den Altar nur scheinbar zum dauernd sakralen Orte. Ferner ist die sakrale Bedeutung dem Wesen nach eingeschränkt dadurch, daß der Ort der Wirksamkeit des Abendmahls (nach) konservativer wie nach radikaler Auffassung) die gläubige Gemeinde ist. Der Glaube der Gemeinde aber ruht vor allem auf der Offenbarung des Wortes Gottes, das von der Kanzel verkündet und ausgelegt wird.

Indem das konservative Bauprogramm jedoch von der noch so eingeschränkt sakralen Bedeutung des Altars ausgeht, muß sie ihm notwendigerweise eine Stelle im Raume reservieren, die ihm während der Predigt eigentlich nicht zukommt. Und hier entspringt die Zwitterung des konservativen Bauprogramms, der Widerstreit zwischen Kanzel und Altar.

Den Richtpunkt der ganzen Kirche, der Achsen des Gebäudes wie der Gestühle, nimmt der Altar ein, während die Kanzel, bildlich wie räumlich gesprochen, zur Seite tritt. Der Standort des Altars bildet möglichst einen Raumteil oder Raum für sich. Ein solcher verträgt oder verlangt außer der Absonderung eine besondere Ausstattung, die je nach der Zeitrichtung bis zur mystischen Abstimmung geht. Bei Übernahme katholischer

Kirchen konnte also das hohe Chor ohne weiteres mit fast all seinen Eigenschaften beibehalten werden, bei Neubauten war es naheliegend, die erprobte Form der Chornische oder Chorapside zu wiederholen, wenn auch in etwas verkürzter Form; denn da das vom Altar gesprochene Gebet allen wörtlich verständlich sein soll, ist allzu großer Abstand des Altars, d. h. allzu große Tiefe des Chorraumes nicht angebracht. Die seitliche Stellung der Kanzel fügt sich hier also nicht nur der praktischen Unzuträglichkeit, sie achsial, d. h. in der Tiefe des Altarraumes anzubringen, sondern vor allem dem religiösen Wertunterschiede. (So ähnlich in dieser Hinsicht, nebenbei bemerkt, eine nach radikalem Programm vom Katholischen ins Evangelische adaptierte Kirche mit tiefem Chor und seitlicher Kanzel aussehen mag, so verschieden ist sie dem Wesen nach.) Wäre dabei das sakrale Übergewicht des konservativen Altars über die Kanzel nur annähernd so groß, wie in der katholischen Kirche, so stellte das konservative Bauprogramm überhaupt keine prinzipiell neue Aufgabe dar, sondern nur eine Fortbildung und Abwandlung der katholischen Pfarrkirche.

Das Übergewicht aber ist tatsächlich kleiner, als es auf den ersten Blick scheint. Denn neben der zeitlich wie wesentlich beschränkt sakralen Bedeutung des Altars ist andererseits die Wichtigkeit der Kanzel als Ort der Predigt und der Verkündigung des gerade nach konservativer Auffassung „offenbarten" Gotteswortes so groß, daß man meinen sollte, nur ein geringer Gewichtsausgleich müsse Gleichstellung von Kanzel und Altar und Vereinigung beider in der Hauptachse des Gebäudes, mithin ein Bauprogramm ergeben, das dem radikalen Programm, wenn auch nicht abso-

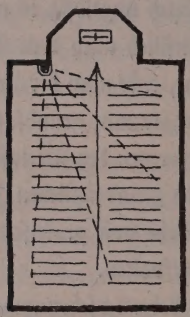
lut, so doch relativ gleich wäre. Das konservative Bauprogramm ist aber eben „konservativ", und so sind es mit den Positiven gerade die Lutheraner und Altlutheraner, die diesen Gewichtsausgleich nicht vornehmen. Die Kanzel soll nicht die Besonderheit des Altars und des Altarraumes beeinträchtigen; aus demselben Grunde wird auch die Aufstellung der Orgel im Rücken oder zur Seite der Gemeinde bevorzugt, obwohl praktisch und architektonisch kaum etwas gegen ihre Aufstellung in der Fortsetzung und Vertiefung des Altarraumes einzuwenden wäre.

Solange das konservative Bauprogramm die zwei religiös beinahe gleichwertigen und praktisch mindestens gleichstarken Richtpunkte, Kanzel und Altar, an zwei divergente Stellen seines Gebäudes setzt, bleibt es praktisch wie künstlerisch ungelöst; es richtet die Hauptachse seines Gebäudes ausschließlich nach dem Altar, die Achsen des Gestühls teils nach dem Altar, teils nach der Kanzel. Während wir also beim radikalen Bauprogramm grundsätzliche Einhelligkeit und nur bei gewissen Sonderformen den Verlust derselben feststellten, treffen wir hier auf einen grundsätzlichen Zwiespalt und von da aus auf eine ganze Reihe von praktisch- wie ästhetisch-räumlichen Ungereimtheiten, Zwiespalten.

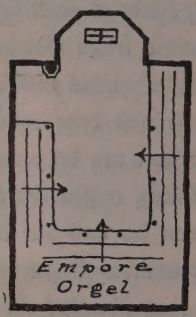
Sobald man übrigens ein Gebiet von Lebenserscheinungen zu verstehen trachtet, indem man seine Polarität aufspürt, zeigt sich stets auf dem Kraftfelde zwischen den beiden Polen jede Art von Zwischenformen und auch eine Zone des Kraftausgleiches, also des scheinbaren Gegenbeweises. Doch auch diese Zwischenformen deuten ja wieder auf das Vorhandensein der beiden Pole hin. Als Beispiel hierfür möge man noch einmal auf Seite 66, Skizze 15, den Grundriß der Gnadenkirche in Hirschberg be-

trachten: zentrale Kreuzform, dreifache Emporen, die Kanzel an einer der Eckſäulen dieſer Emporen möglichſt nach der Mitte des Raumes vorgeſchoben, alſo radikale Predigtkirche. Am Ende des einen Kreuzarmes aber, in ſtärkſter Betonung durch Helligkeit, Bilderſchmuck und Schnitzwerk, der Altar, der einerſeits das Gefühl des halben Langhauſes auf ſich zu und von der Kanzel weg richtet, andererſeits von den größten Teilen der beiden Querſchiffe, alſo für nahezu die Hälfte der Gemeinde überhaupt nicht ſichtbar iſt.

Der normale Fall aber iſt mit dem Schema der Skizze 30 wiedergegeben und erklärt ſich aus dem vorhin Geſagten von ſelbſt; mit Emporen ſtellt er ſich wie in Skizze 30a dar.



30

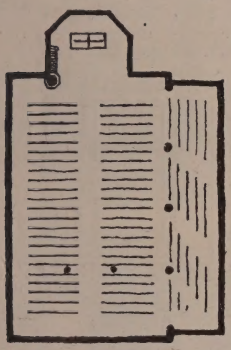


30a

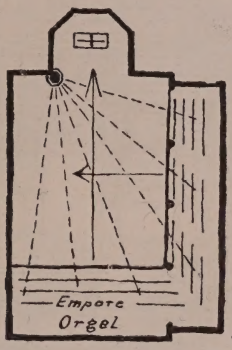
Anordnungen mit Querſchiffen ſind nur inſoweit üblich, als ſie den Blick auf den Altarraum noch zulaſſen, drängen aber nicht prinzipiell zum Zentralbau hin. Dieſen pflegt das konſervative Bauprogramm nicht, da ein beſonderer Altarraum oder auch nur eine abgeſonderte Altarſtellung den Zentralgedanken, noch ehe er deutlich gefaßt iſt, auch ſchon aufheben würde.

Eine abſonderliche Form iſt die zweiſchiffige Kirche, die von

Jenen bevorzugt wird, die zugleich mit der konservativen Bewertung des Altars der praktischen Bedeutung der Kanzel baulich Rechnung tragen möchten. Sie ist aber ebenfalls keine Lösung sondern ein Kompromiß, das sich als solches auch räumlich deutlich genug darstellt, wie aus den Skizzen 31 und 31 a hervorgehen mag.



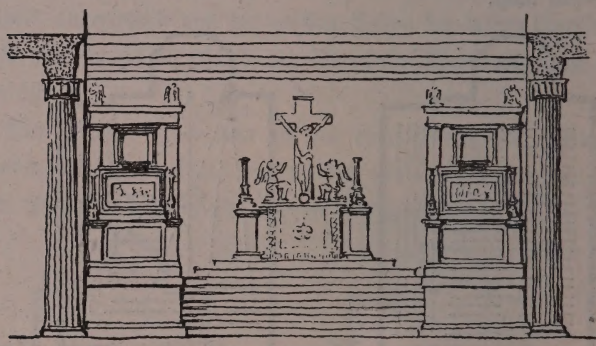
31



31a

Stets augenfällig und darum auch allgemein zugegeben ist und bleibt der praktische Übelstand, daß die seitliche Aufstellung des Redners für ihn wie für die Hörer unbequem ist. Weniger Rechenschaft pflegt man sich über das raumkünstlerische Unbehagen zu geben, das aus der Zersplitterung der Achsen und aus der Assymmetrie achsial, d. h. an und für sich symmetrisch bedingter Räume entsteht. Wer jedoch aus Beruf oder Neigung sich über solche Raumempfindungen Rechenschaft gibt, der bemerkt den Grund des Unbehagens, das alle Sehenden quält. Der Versuch, mit dem Taufstein ein symmetrisches Gegengewicht zur Kanzel herzustellen (vgl. Abb. 32), oder nach dem Muster der alten Ambonen zwei Kanzeln aufzustellen (vgl. Abb. 34), beweist

gerade das Vorhandensein und das Bewußtsein des Zwiespaltes. Natürlich kann eine solche Regulierung der Bauachse durch rein ästhetisch-formale Symmetrie den Zwiespalt nicht überwinden, der aufklafft, sobald während der Predigt die Achse der ausschließlich zur einen Kanzel gerichteten Spannung sich fühlbar macht.



34

Nach Schinkels Entwurf zur Werderschen Kirche

Das konservative Bauprogramm ist also so lange nicht harmonisch erfüllbar, bis es nicht den letzten Gewichtsausgleich in der Bedeutung von Kanzel und Altar vornimmt, wobei dann der Altar als Ort des Abendmahlswunders und die Kanzel als Ort der Verkündigung der wunderbaren Offenbarung sich in die sakrale Bedeutung teilen und im Richtpunkte des Gebäudes vereinigen müßten, was schließlich zur Aufstellung eines sogenannten „Kanzelaltars" führen könnte, wie ihn das radikale Bauprogramm herausgebildet hat und wie ihn in schlichtester Form die Abb. 33 zeigt.

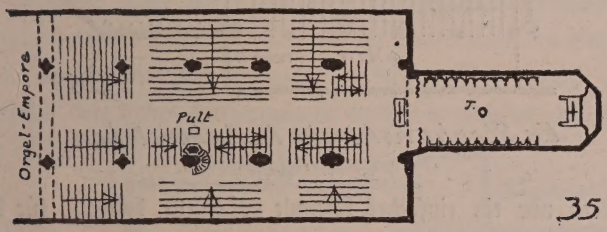
Luth. Kirche in E. von Otto Bartning Abb. 32

Ev. Kirche in L. von Otto Bartning Abb. 33

(Grundriß hierzu Seite 57 Skizze 6)

Für die andere Lösungsmöglichkeit, daß nämlich Kanzel und Altar je einen Raum für sich beherrschen, bieten sich vereinzelte Beispiele, jedoch nur in Gestalt evangelisch adaptierter, ehemals katholischer Kirchen.

Das mit Skizze 35 gezeigte Schema, wie es der Barfüßerkirche in Erfurt abgenommen ist, kommt häufiger vor. In der dreischiffigen Kirche ist das Gestühl in der bekannten Weise auf die übernommene Seitenkanzel gerichtet, Doppelbänke nach Art von Eisenbahnabteilen sowie für die Kinder Bänke ohne Lehnen treten hier an Stelle von umklappbaren Bänken und ermöglichen so die zeitweilige Umorientierung nach dem Altar. Dieser Altar ist

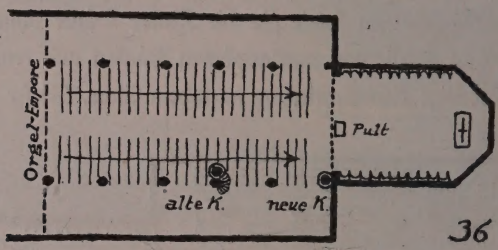


Ev. Barfüßer-Kirche in Erfurt

neu und steht innerhalb des Schiffes, unmittelbar vor den Chorstufen und dem Chorabschlußbogen. Aus der gotischen Höhe dieses Bogens hängt in langen Falten ein Vorhang herab, der, zugezogen, das Chor zu einem Raume abschließt. In diesem dem Schiff an Länge kaum nachstehenden Raume ist der ehemalige Hochaltar belassen, mit Kniebänken versehen und so zum Abendmahlsaltar gemacht. Unter dem Gehäus des Altarbildes ist tunnelartig der Umgang für die Kommunikanten durchgeführt.

Im selben Chorraume steht der Taufstein. Die Abendmahls- und Taufgemeinde wie auch die Traugemeinde nimmt in den geschnitzten Chorstühlen Platz.

Einer Variante zu dieser Anordnung erinnere ich mich aus Aschersleben, wo in der adaptierten Stephans-Kirche der tiefe Chorraum ebenfalls die Abendmahlskirche bildet. An der alten Chorschranke, einem Schmiedegitter, ist aber kein neuer Altar,

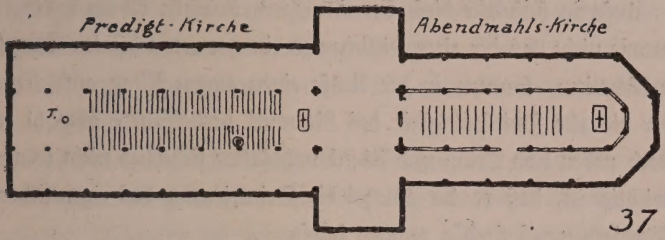


36

Ev. Stephanskirche in Aschersleben

sondern nur ein einfaches Lesepult aufgestellt, das also für den Predigtgottesdienst den Altar ersetzt. Aber auch dieses stellvertretende Pult lenkt das Gestühl ausschließlich auf sich, während eine neue Kanzel vorne seitwärts sitzt und die ehemalige Kanzel außerdem noch an einem der Pfeiler im Schiff besteht. Das Grundrißschema dieses Kuriosums, dem sich andere anreihen ließen, ist in Skizze 36 wiedergegeben.

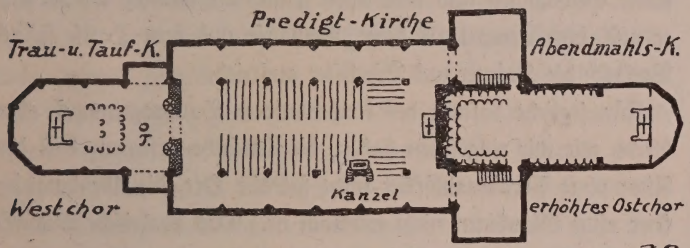
Seltener dürfte schon die Anordnung sein, wie sie Skizze 37, das Grundrißschema des Halberstädter Domes, zeigt, wo der durch einen hohen Lettner rings umschlossene Chorraum die Abendmahlskirche ergibt.



37

Ev. Dom in Halberstadt

Einen Sonderfall endlich stellt der Naumburger Dom dar, dessen Grundrißschema Skizze 38 wiedergibt. Hier bildet das Querhaus mit der alten seitlichen Kanzel und einem neuen Altar die Predigtkirche. Das durch eine hohe Lettnerwand abgeschlossene Westchor mit freistehendem Altar und im Viereck stehenden Sesseln ist die Traukirche. Das um etwa drei Meter höher liegende und ebenfalls von hohen Lettnermauern umgebene Ostchor mit dem



38

Ev. Dom in Naumburg

alten Hochaltar und Chorgestühl ist die Abendmahlskirche. Der Spieltisch des Organisten befindet sich auf der Höhe des einen Lettners, von der aus er alle drei Kirchenteile zu überschauen vermag.

Unfertig sind alle diese Anordnungen, insofern sie im Predigtraume nicht von der alten seitlichen zu einer neuen achsialen Kanzel vorschreiten, sondern in der Achse einen neuen Altar aufstellen, der die alte Zwiespältigkeit des Raumes herbeiführt, obwohl er doch neben dem Trau- und Abendmahlsaltar sicherlich nicht so gewichtig ist, daß er der Kanzel die Orientierung des eigentlichen Predigtraumes streitig machen dürfte.

Immerhin taucht hier die Frage auf, ob die getrennte Ausbildung einer Altar- und einer Kanzelkirche, also einer Abendmahls- und Andachtskirche gegenüber einer Predigthalle, ein gangbarer Weg der Entwicklung sein könnte; unwillkürlich wird man dabei an die im Judentum bestehende Trennung zwischen Tempel und Synagoge, zwischen Heiligtum und Lehrstätte erinnert, die Jesus beide anerkannte nach der Überlieferung in den Evangelien, wo erzählt wird, daß er am Sabbattage „in die Schule ging nach seiner Gewohnheit und dort lehrte", und an anderer Stelle, daß er aus dem Tempel als dem „Bethause und dem Hause seines Vaters" die Krämer und Wechsler austrieb.

Für jegliche Lösung des konservativen Bauprogramms aber bleibt, wir wir eingesehen haben, die Tatsache bestehen, daß der Altar ohne Abendmahlsfeier nicht sakraler Ort, die Abendmahlsfeier ohne Gläubigen nicht wirksam ist. Das praktische Bedürfnis, die Gemeinde der Gläubigen zu versammeln, ist daher der eigentliche Bauanlaß und überwiegt bei weitem das religiöse Bedürfnis, den Standort des Altars zur einzigartigen Raumgestalt aus dem Universum herauszuheben. Der konservative Kirchbau bleibt dadurch so wesentlich profan, daß er, wenn er eine sakrale Wirkung anstrebt, stets in Gefahr gerät, scheinhaft und unwahr,

d. h. pseudosakral zu sein. Hiervon wird die Baukunst wie die bildende Kunst lähmend betroffen, sobald sie über den Ausdruck der profanen Raumidee hinaus nach einer an sich religiösen Raumgestalt strebt.

Das radikale Bauprogramm, das bewußt und folgerichtig von der Versammlung der Gemeinde als Anlaß und Zweck des Bauens ausgeht, erkannten wir schon als profan. Die Einhelligkeit der Richtpunkte, Kanzel und Altar, hat es vor dem konservativen Programm voraus, und hat auch in verschiedenen Epochen zu baukünstlerisch reinen Lösungen geführt. Wenn wir zugeben, daß der programmatisch angestrebte Zentralbau das beste Sinnbild der Predigtversammlung wäre, so ist seine von uns erkannte Vielspältigkeit nur zu überwinden durch konsequente Zentralanlage mit Altar und Redner in der baulichen Mitte, wobei dann Kanzeldach und Kanzelrückwand wegfallen müßten; das heißt, der Redner könnte vor oder hinter dem Altare stehend sprechen. Der Übelstand, daß ein Teil des Gestühls in seinem Rücken bliebe, wäre dadurch zu mildern, daß in diesem Ausschnitte sich die Orgel und der somit ganz zum Kreise der Gemeinde gehörende geschulte Chor einfügte. Der gemeinsame Gesang würde dadurch wieder ganz das, was er sein will: der Teil des Gottesdienstes, der eben seiner Gemeinsamkeit wegen unmittelbarster und sinnfälligster Ausdruck der Gemeinde ist.

Es ist wohl nicht zu leugnen, daß auf dieser Grundlage Räume entstehen könnten, die durch den gesammelten Schwung ihrer Nutz- und ihrer Ausdrucksformen, ihrer materiellen und ihrer ideellen Raumspannungen sich unmittelbar als etwas Würdiges, Erhabenes darstellen könnten und damit in ihrer Art

ebensowohl Raumform des kirchlichen Lebens der Gegenwart würden, wie wir etwa von einem modernen Warenhaus oder Bahnhof sagen, daß sie Raumformen des Handels- oder des Verkehrslebens unserer Tage sind. Solange aber die Willensspannung unserer Epoche sich mindestens ebenso stark, wenn nicht stärker auf die Aufgaben des Handels und des Verkehrs richtet, nimmt der Kirchbau kaum die ihm auch unter den Profanbauten zukommende erste, sondern eher eine zweite oder dritte Stelle ein. Weit entfernt davon, etwa die höchsten Leistungen der zeitgenössischen Kunst auszulösen und so die spontane Opferstätte der Zeitkunst zu sein, muß der Kirchbau froh sein, wenn er Künstler findet, die für die Aufgabe des Kirchenbauens oder der Kirchenausschmückung eine gewisse Gefühls- und Willensdisposition mitbringen. Denn kirchliche Religiosität ist im heutigen Menschen den anderen Willensrichtungen untergeordnet, obwohl der Strom religiösen Wollens fühlbar schwillt. Niemand, am wenigsten die Kirche selbst, wird dies bestreiten können und auch nicht bestreiten wollen, da Selbsttäuschung hier wie in allen Dingen nicht weiterhilft.

Daraus aber steigt die viel umfassendere Frage auf: Fließt heute das religiöse Leben durch die Ufer der Kirche, wird von ihnen gefaßt, formt sie und läßt sie grünen, oder hat sich der Strom in tausend Nebenarme verlaufen, oder wühlt er sich ein neues Bett und läßt das alte vertrocknen? Das Bett ist um des Stromes willen und nicht der Strom um des Bettes willen. Mag sein Lauf gehen, wie er muß; möge er gehen, wie wir es innig wünschen: Sicherlich wird eines Tages das Strömen wieder Strom, das religiöse Leben wieder Form und Gestalt werden.

Warum aber beruhigen wir uns nicht bei dem Ergebnis, daß der evangelische Kirchbau eben Profanbau ist, der bei einer Steigerung der kirchlichen Religiosität auch wieder an Bedeutung neben den anderen Bauaufgaben der Zeit gewinnen kann und in den letzten zwei Jahrzehnten sogar gewonnen hat? Warum beruhigen wir uns nicht dabei, die formalen Bedingungen erkannt zu haben, unter denen der evangelische Kirchbau die einhellige Raumgestalt der von einer einhelligen Idee umfaßten praktischen Zwecke ist? Denn wenn auch nicht der bare Zweck der Predigtversammlung den Raum schafft, so wirkt sich doch die Idee der Predigtgemeinde praktisch in ihm aus, also daß die evangelische Kirche die räumliche Erscheinung, d. h. die Raumform der Predigtgemeinde ist.

Solches alles habe ich, wenn ich wieder die eigene Erfahrung heranziehen darf, samt meinen Bauherren bei unseren Kirchbauten im Sinne gehabt, und solches haben wir, den gegebenen Kräften gemäß, zum Ausdruck gebracht, also müßte ich zurückkehren in die kleine steirische Kirche, zurückkehren zum Anfange unserer Betrachtungen und sagen: Es gilt wohl schrittweise, aber nicht grund-

sätzlich die Lösung zu bessern, und der Streit um die Gestalt der Predigtkirche bleibt ein praktischer Streit, von Fall zu Fall aus den weltlichen Zwecken zu lösen.

Aus jener kleinen Kirche aber, die aus dem praktischen Zweck, aus der geistigen Not und aus einem vollen Herzen entstanden war, hatte ich mich dennoch davongeschlichen. Und es hatte uns, meinen Bauherren und mir, bei all unseren Arbeiten auf dem Herzen gebrannt, als ob wir nicht nur eine Verbesserung, eine Ausfeilung der alten Form, nein, als ob wir eine neue Form suchten; als ob wir oder unsere Söhne oder unsere Enkel eine neue Kirche bauen müßten.

Tun wir dem Problem nun Gewalt an, stellen wir den Werdegang auf den Kopf, wenn wir einen Sakralbau fordern, nachdem wir doch erkannt haben, daß der Protestantismus nicht raumhaft, über die praktische Not hinaus nicht raumbedürftig, nicht örtlich gebunden, nicht sakral sein will und kann?

Ist die Sehnsucht nach dem Sakralbau vielleicht eine bloße Architektensehnsucht, ein ästhetischer Atavismus? Wird die neue Kirche eine neue Gemeinde haben? Fordern wir den Kern vielleicht nur um der Schale willen oder wollen gar eine Schale ohne Kern? Doch nur wo ein Kern im Werden ist, bildet sich organisch eine Schale, nur wo eine Idee ist, entsteht eine lebendige Form. Wohl aber kann ein Kern in seiner Bildung lebensfähig werden durch eine sichtbar grob ihn umgebende Schale; wohl kann eine Idee in ihrem zarten Entstehen wahrnehmbar werden durch eine in ahnungsvollen Umrissen sie umschließende Form. So kann die Form wohl der Idee zur Geburt in die Sichtbarkeit verhelfen. Wie zum Beispiel gerade aus der durchgeformten

Predigtkirche das dem Erdentage des Menschen zugewandte Gesicht des Protestantismus uns klaräugig anschaute, so könnte schon die Sehnsucht nach einer anderen Raumform die Züge eines anderwärts gewandten Gesichtes ahnen oder gar deuten lassen.

Die Zeichen der eigenen Zeit zu logischen Schlüssen, zu objektiven Gewißheiten zusammenzustellen, ist unmöglich. Denn nur jene Stimmen erkennen wir als Zeichen, die in uns selbst anklingen oder doch widerhallen; andere vernehmen wir nicht. Ein anderer aber vernimmt vielleicht Stimmen, über die wir noch hinweghören. Wenn ich aber Herz und Sinne öffne, so vernehme ich aus dem rauschenden Klange der Tage etwa dies: Die Form bewegt sich in Krämpfen unter dem Drange der Idee, und die Idee drängt nach Gestalt. Die Kunst irrt heut umher mit den verzerrten Zügen, der schmerzvollen Mißgestalt einer Gebärenden und sucht den Stall, die Krippe, da sie das Kind hineinlege, und nur der von Mitleiden bebende Vater vermag die Schönheit zu erkennen.

Der Künstler will nicht mehr der Unwelt sich werbend oder herrisch bemächtigen, indem er sie in Abbilder bannt, sondern will, selbst ein Teil der Allwelt, mit ihr sich vereinigen im Rausche der Hingabe. Er will opfern und sucht den Opferaltar.

Wenn er häufig wieder nach biblischen Stoffen greift, so besagt das freilich gar nicht, daß er der Bibel als kirchlicher Religionsunterlage und also der bestehenden Kirche zugewandt sei. Er sucht nur das unbedingt, das einfach und groß Menschliche und hat es in der Bibel gleich wie in einer höheren Gegenwart neu erlebt.

Die bestehende Kirche strebt den Anschluß an ihre Zeit zu

gewinnen, indem sie den Erscheinungen nachfolgt und sie versuchsweise zu einzelnen Darbietungen zu sich einladet. Sie könnte alles, das ganze Leben haben, wenn sie in die brodelnde Form sich selbst als Inhalt hineinstürzen wollte, bereit, mit unterzugehen, mit aufzugehen.

Das Individuum, das durch die Reformation mündig gewordene, in die Heimatlosigkeit der Aufklärung ausgewanderte, in der Wüste des Materialismus verirrte Ich will Buße tun und sich heimkehren. Es schaut aus, wo am Horizonte die Kuppeln auftauchen, daß es sich aufmache, sei es in die alte, sei es in die neue Heimat; möge es nur keine Fatamorgana sein.

Die Reformation und Renaissance bezeichnet man als die Wiedergeburt des Individuums, als die Geburt des Einzelnen aus der mittelalterlichen Gemeinschaft, und zwar aus der Gemeinschaft der Kirche, des Berufes, des bürgerlichen Standes und auch der Sippe. Auf den jedem Werdegange eigenen Schraubenbahnen hat sich das Individuum bis in unsere Tage entwickelt und hat — oder soll ich schon sagen, hatte — sein Recht zum Höchsten gesteigert. Immer schärfer war dabei der natürliche Gegensatz zur Umwelt geworden. Die Form der Auseinandersetzung mit ihr, mit der Gesellschaft, die nun einmal weder zu meiden, noch zu entbehren ist, heißt Organisation, und ihre Folge: Spezialisierung. Organisation im Sinne möglichst reibungsloser Mechanisierung der menschlichen Gemeinschaftsbeziehungen ist nicht etwa, wie es scheinen könnte, eine neue Art von Gemeinschaft, sondern der Triumph des Individuums. Wird doch eben darum „Organisation" als das Heiligste und Größte, als das

wahre Machtmittel angebetet, und es erscheint fast als ein Sakrileg, ihr Wesen kritisch zu betrachten. Das Wort ist vom Lebendigen, vom organischen Leben abgeleitet, es vergleicht die spezialisierte Arbeit der Arme und Beine und ihr Verhältnis zum Gesamtkörper mit dem Verhältnis der einzelnen Menschen zur Gesellschaft oder zum Staate. Ist nur dabei vergessen, daß der Mensch in seiner unerlösten Einzelheit das Grundphänomen des Problems ist. Denn tatsächlich verhält sich vermittels der Organisation der Einzelmensch zur Menschheit so, als ob z. B. der Arm vermittels des Organismus die Beine nur als sein Verkehrsmittel, den Magen als seine Zentralküche, den Kopf als seine von ihm gewählte Regierung betrachten wollte. Organisation ist bis heute die Methode, wie ich nicht als ganzer Mensch der Gemeinschaft gehöre und nicht in ihr bin, was ich bin (Mittelalter), sondern wie ich ein wohlabgemessenes, speziell geschultes und herangezüchtetes Teil meines Selbst zwar einem Berufe und durch den Beruf der Gemeinschaft widme, dabei aber den ganzen Rest meines Individuums möglichst unbeteiligt, möglichst unhingegeben für mich behalte, in Reserve für mein nur auf mich und in mich gerichtetes Individualleben. Schließlich wird auch der Beruf statt eines austauschenden Organes einseitig zum Saugrüssel, den das Individuum an die Allgemeinheit ansetzt. Daß auch die alltägliche, unabweisliche Forderung der Umwelt, der Gemeinschaft dem Individuum nicht in sein Privat- oder Berufsleben hineinfasse, dafür sorgt wiederum die „Organisation": Der Individualist läßt das arme Kind auf der Straße erfrieren, vielleicht vor seinen Augen, nicht aus kaltem Herzen, sondern weil er die mechanisierte Arbeitsteilung anbetet und

seinen Monatsbeitrag zur Wärmehalle bezahlt. Eine der entschiedensten Äußerungen menschlicher Gemeinschaft, die Wohltat, die wirklich das ganze runde Herz, nicht mechanisierte Werkzeuge oder spezialisierte Kanäle erfordert, ist untergegangen in der Organisation. Und so lügt das Wort. Wäre Organisation, wie sie durch ihren Namen vorgibt, eine Form des Lebens, sie müßte lebendig wirken, gleichwie jede einfachste schamhafte Tat der Nächstenliebe zauberhaft belebend wirkt auf beide Teilnehmer, die sich plötzlich nicht mehr als die meilenweit getrennten Geber und Nehmer, sondern als die im heiligen Akte der Nächstenliebe Verbundenen und also gemeinsam vor Gott Stehenden fühlen.

„Ich habe eine gute Tat getan.
Voll Freude und Wohlwollens bin ich
Und nicht mehr einsam,
Nein, nicht mehr einsam.
Frohlocke, mein Herz"

singt Franz Werfel, und es ist nicht zufällig, daß gerade ein Heutiger diese Töne findet. Die Organisation aber beleidigt, wenn sie fragt, verwundet, wenn sie pflegt, würgt, wenn sie tränkt, tötet, wenn sie rettet; also ist sie eine Form der Krusten- und Stachelbildung im Kampfe ums Dasein, eine sinnreiche Absonderung des Schaltieres Mensch.

Arbeitsteilung, auf das feinste organisiert und zugespitzt, um in kürzester Zeit bei geringstem Aufwande die höchste Leistung zu erreichen, ist das Ideal für Fabrikation, Handel und Verkehr und scheint daher der Inbegriff menschlicher Gemeinschaft. Sein Antrieb und Ziel aber ist Wettbewerb, Propaganda, Konkurrenz, Diebstahl und Totschlag, kurz das trennende Prinzip an Stelle des

verbindenden Prinzips zunftmäßiger, d. h. aus gemeinsamem Wollen erwachsender Qualitätsarbeit. Wird doch selbst die Qualität heute nur um ihrer Konkurrenzfähigkeit willen gepflegt, wobei man vergißt, daß es zum Wesen und zur Wirkung der wahren Qualität gehört, daß sie sich um ihrer selbst willen darbringt. Die Begriffsverwirrung geht hierin so weit, daß der „Werkbund", der das gemeinsame Wollen als Nährboden der Qualität erkannte und seinen Bund darauf gründete, sich nun als nützliches Glied der Industrie, des Handels und der Politik erweisen zu müssen glaubt, indem er die Qualität zum Vorspann der Auslandspropaganda und der Weltkonkurrenz macht.

Daß aber die Konkurrenz das trennende Prinzip ist, zeigt der Kampf ums Dasein in der Natur, zeigt der Krieg in der Geschichte. Die Pflanzen-, die Tier- und Menschenindividuen, die Arten, Gattungen und Völker entfalten sich, indem sie einander verschlingen, und steigen auf, indem sie einander hinunter treten. Der Schöpfer aber — wenn wir die uns erkennbare Welt in einen solchen begreifen — liebt nicht die Starken und haßt nicht die Schwachen, sondern wirkt und ist Schöpfung, indem die Schwachen in den Starken aufgehen und die Starken die Schwachen in sich aufnehmen. — „Das Recht des Stärkeren über jeden und alle" folgert der geschöpfmäßige Selbsterhaltungsverstand aus dem Kampfe ums Dasein; „die Pflicht des Stärkeren", seine Schuld an jeden um aller willen und an alle um des Alls willen erfühlt aber daraus der schöpferische Trieb der Selbsthingabe, genannt Liebe.

Arbeitsspezialisierung zum Zweck konkurrenzfähiger Produktion als siegreicher Selbstbehauptung über andere ist das feindselige

Prinzip. Austausch und sinnvolle Verteilung der Kräfte und Mittel zum gemeinschaftlichen Zweck wertvoller Leistung — als einer Menschheitsäußerung schlichthin — ist das liebende Prinzip. Beide, im Zenith der Tat oft einander nahe und scheinbar gleich, in erstem Grunde und letzter Wirkung aber fern und verschieden wie Morgen und Abend.

Wir werden hier so wenig von einer Schuld einzelner Völker am Kriege sprechen, wie wir bei einem Erdbeben nach der Schuld einzelner Gesteinsarten fragen. Aber der Weltkrieg ist der Paroxysmus der Weltkonkurrenz, in ihm ist dieser Sinn der Organisation ganz reif geworden. Nicht nur reif zum Abfallen und Verfaulen, sondern reif, um einen neuen Samen aus der zerborstenen Frucht in die aufgewühlte Erde zu streuen.

Reinhard Goehring läßt in seinem Drama „Seeschlacht" den fünften Matrosen am Geschütz zwischen Schuß und Schuß etwas von dem sagen, was ich hier meine, mit den Worten:

„Gleichviel. Jetzt kennt sich wieder Mann und Mann,
jetzt erwächst etwas zwischen Männern,
das alle Not aufwiegt."

Aber, wende ich mir selber ein, bewies nicht Organisation dennoch belebende, einigende Kraft und feierte ihren höchsten Triumph in der Mobilmachung des August 1914?

Man denke sich denselben wunderbaren Mechanismus von Mobilmachungskalender, Aufmarschsäulen usw. mit lauter eigenwilligen, auf die Reservierung ihres Individuums bedachten Menschen, und der August 1914 wäre eine gespenstische Maschinerie gewesen. Das unerhörte, das unverlöschbare Erlebnis

aber war die plötzliche, flammende Hingabe und Drangabe eines jeden und jeden mit Einschluß seines Individuums. Die tot in den Schränken liegende Organisation war durch einen Funken der Idee zur lebendigen Gemeinschaft aufgeflammt, und was wir erlebten, alle mit tiefster Erschütterung erlebten, war das plötzliche Dasein, die Wirksamkeit der geordneten Gemeinschaft.

Der Zusammenhalt der Mannschaft im Schützengraben, das einheitliche Vorgehen der Sturmtrupps, das Zufassen hilfsbereiter Hände am Verbandplatz und in der Heimat, das still da hilft, wo es not tut, das ist Gemeinschaft, nicht Organisation. Die Lebensmittelverteilung aber ist Organisation, nicht Gemeinschaft. Diese trennt, jene eint. Was das Heer zur Tat einigt, ist — bei aller Disziplin — Gemeinschaftsgefühl, das in der persönlichen Führung seinen Ausdruck findet. Was uns in der Heimat trennt, ist Organisation, die in der mechanischen Verwaltung ihren Ausdruck findet. Hier hat sich, in primitiver Notwehr des Leibes und der Seele, nur eine Gemeinschaft wirklich gehalten und sogar verstärkt und scheint so immer wieder die Arche Noah sein zu sollen: die Familie.

Was darüber hinaus uns einigt, ist die Erinnerung an das Erlebnis der Gemeinschaft der Deutschen und ist die Hoffnung eines herandringenden neuen Erlebnisses, das aus jenem hervorwachsen und es ganz überschatten soll: der Gemeinschaft der Menschen, die wir ahnen. Sie ist es, deren Vorzeichen in allen Ländern auftauchen, nicht parteipolitisch, bolschewistisch oder sonstwie, sondern menschlich; und wahrlich, ehe nicht diese Vorzeichen zu einer großen Offenbarung der Menschheitsgemeinschaft zusammenschießen, wird es nicht „Frieden" geben. Wer

weiß, wie fern, wer weiß, wie nahe die Stunde ist. Kommt sie aber, so wird dieser Inhalt, aber nur dieser Inhalt wert all der Opfer, Schmerzen und Grausen erscheinen. Wenn die zündende Idee des August 1914 die Verteidigung der Grenzen gegen andringende Feinde war, so schlummerte darin unerkannt die Idee der über die Grenzen greifenden menschlichen Gemeinschaft, der Gemeinschaft des Leides, der Tränen, der Liebe und der Erlösung; gleich wie in der geschäftigen Zweiheit des rechten Gebers und des rechten Nehmers unsichtbar die Einheit der göttlichen Liebe aufleuchtet.

Wie aber die Gemeinschaft von 1914 ganz auf der gegenseitigen, opferbereiten Hingabe beruhte, die Vaterlandsliebe heißt, so kann eine lebendige Gemeinschaft des Friedens nach dem Weltkriege nur auf der allseitigen wahren Menschenliebe beruhen, die man Nächstenliebe und Gotteskindschaft nennen mag. Es werden nicht Tiger und Lamm miteinander wandeln. Aber wenn vorher Gleichgültigkeit die Herzen erschlaffte, Selbstsucht des Individuums und Haß des Feindes die Taten scharf und die Blicke eng machte, so könnte Liebe die Blicke weit, die Taten rund und die Herzen stark machen. Und wie jeder wachsende Individualismus den Stachel zur Religionsflucht in sich birgt, so treibt er das Individuum, wenn das Maß voll wird, aus Überfülle und tiefster Angst zu jener Hingabe, die stets den Keim der Religion bildet.

Das Mittelalter hatte Gemeinschaft, ihr stärkster Ausdruck war die mittelalterliche katholische Kirche, die bis in unsere Zeiten monumental hineinragt. Die Erlösung des Individuums durch die

Reformation, seine Erweckung zum Selbstbewußtsein ist in ihrer elementaren Explosionskraft wohl nur dadurch verständlich, daß die mittelalterliche Gemeinschaft eine starre Enge, ein unleidlicher Gewissenszwang geworden war und also in ihr Gegenteil ausbrechen mußte.

Luther hat wohl nicht unmittelbar an diesen Umschlag gedacht, sondern vielmehr eine Durchdringung der katholischen Gemeinschaft mit individueller Freiheit, gewissermaßen eine freiwillige Gemeinschaft der durch die Glaubensgerechtigkeit auf sich selbst gestellten Individuen im Sinne gehabt. Aber die dialektische, polarisierende Gewalt der Idee war stärker. Luther war zum „Protestantismus" in Worms gezwungen, und die Entwicklung des Individuums in der Kirche nahm ihren Lauf, bis das Individuum die Kirche aufhob.

Auch die katholische Kirche konnte sich der Wirkung nicht entziehen. Der Jesuitenorden, aus der geistigen Spannung des Reformationszeitalters entsprungen, zur Bekämpfung der Reformation ausgebildet, griff den Kampf auf unter Aneignung der Waffen: höchste Steigerung des Individualismus durch straffe, umfassende, stofflich uneingeschränkte Geisteserziehung der Mitglieder des Ordens, und Einwirkung wiederum auf das erwachende Selbstbewußtsein der Gemeinde durch Unterricht und Predigt, wobei der Prediger und Lehrer sein geschultes Individuum ganz in die Wagschale wirft. Durch die Reformation ist der Jesuitenorden die Blüte der katholischen Kirche und damit der schärfste Konkurrent des Protestantismus geworden und bis heute, bis in den Schützengraben hinein erfahrungsgemäß geblieben.

Die Selbsterfahrung des Individuums, das Selbstbewußtsein

ist da; es um der Gemeinschaft willen wieder einschläfern, hieße wahrlich rückwärts gehen. Die dumpfe, vielfach absonderliche religiöse Bewegung unserer Tage aber deutet darauf hin, daß das Individuum sich in seiner Losgelöstheit einsam und kraftlos und wie im luftleeren Raume eingefangen fühlt und sich sehnt, die Schranken seiner Freiheit zu brechen, indem es sein freies Ich opfert und darbringt. Solange die Kirche dieses Sehnen nicht begreift und nicht erfüllt, wird es nicht in die Kirche, sondern aus der Kirche führen. Das beste, gesündeste und reichste Streben geht so der Kirche verloren, zum Schaden der Kirche ebensowohl wie zum Schaden des umherirrenden Strebens.

Auch vor dem Kriege bestand eine gewisse übernationale Verbindung der Völker, aber sie beruhte auf dem Individuum, auf dem wissenschaftlichen oder wirtschaftlichen Interesse des einen Individuums für die Besonderheiten des anderen und auf einer bequemen Übereinkunft des sich Gewähren- und Geltenlassens. Mit Recht bezeichnete Emerson zum Beispiel den Weltpostverein, der die Unantastbarkeit des schwächsten Briefumschlages über die ganze Erde gewährleistete, als ein Stück Religion der Zeit. Die Menschheitsidee war eine zweckmäßige und zugleich nachlässige Gewohnheit geworden und führte ein befristetes Dasein neben dem Wettbewerbe und dem Wettrüsten.

Der Krieg riß die Nationen auseinander, ballte sie in feindliche Gruppen zu „Unteilbarkeiten", Individuen zusammen: innerhalb der einzelnen Gruppen oder Nationen aber geschah jenes Aufgehen aller einzelnen in der Gemeinschaft. Auch der religiös Individuelle, der eigentlich nur engste Zwiesprache oder

wortloseſtes Verhältnis zur Gottheit kannte, ging einmal den Weg zur Kirche in dem bewußten oder unbewußten Drange, ſein Ich in den großen Miſchkeſſel der Gemeinſchaft zu ſtürzen; in der Hoffnung, nicht nur ſeine Zunge mit tauſend anderen Zungen zu denſelben Worten zu vereinigen, ſondern zugleich ſeinem Schrei aus tiefſter Not tauſend Zungen zu verleihen und einen tauſendfachen Mund.

Hat die evangeliſche Kirche ihre Aufgabe verſtanden? — Sie beſann ſich ihres Amtes als Staatskirche und ſtärkte den Aufſchwung der ſtaatserhaltenden, national individualiſierten Vaterlandsliebe; aber wenn ſie von ihren chriſtlichen Kanzeln herab den Feind nur Feind nannte, machte ſie, ohne es zu wollen, aus Völkerfeindſchaft Menſchenfeindſchaft, war kriegeriſcher als der Krieger und wurde drum von dieſem gerade gering geachtet; und wenn ſie ſchwieg von Feindeshaß, dämpfte ſie oft auch ihre Worte von der Feindesliebe zum Geflüſter herab neben dem Geklirr der Straße. — Was erwarteten wir denn, wenn wir von der Straße zu ihr eintraten? Wollten wir vielleicht Friedensvorſchläge, Aufrufe und Wohlfahrtsbeſchlüſſe vernehmen? Ach nein, auch die gehören ja zum Geklirr der Straße, von ſolchen ſchwieg ſie mit Fug und Recht fein ſtill. Warum aber ſchwieg ſie zugleich ſo oft und ſo peinlich ſtill von jenem Frieden, der Bruderliebe und Bruderzwiſt, Völkerhandel und Völkerkrieg mit weiten Mantels unergründlich tiefen Falten ganz umfängt?

Zu Kriegsbettagen haben wir uns verſammelt, gleichwie am 4. Auguſt 1914, haben unſer Herz in der Hand getragen und haben gebetet, nicht nur jeder allein, ſondern die geſamte Gemeinde, ja, zur gleichen Stunde alle Gemeinden der zahlreichen

Kirchen des Landes, und diese Gemeinschaft gab das überindividuelle Gefühl der Kraft über das Leid und über die Schuld; auch über die Feindschaft? Wie, wenn zur gleichen Stunde Franzosen, Engländer und Russen Kriegsbettage hielten, wenn auch dort wahrhafte Menschen im rechten Geiste um Kraft über ihr Leid und über ihre Schuld beteten, wir machten uns gewiß nicht das Ohr der Gottheit streitig, nein, wir waren eine große Beterschaft. Und diese — ganz gewiß nicht nationalitätslose oder nationalitätswidrige, wohl aber übernationale menschliche Gemeinschaft ist Erlebnis, ist Gewißheit (so deutlich, wie in Henri Barbusses „Le Feu" von oben her der Flieger hinter beiden Fronten einen Bittgang ziehen sieht). Sie ist da, ist nur heute weniger denn je offenbar, und ist uns allen doch heute mehr denn je not. Diese ganz menschliche, darum, recht verstanden, ganz christliche Gemeinschaft, dieser eine Himmel über der zerrissenen Erde, diese Sonne über Gerechten und Ungerechten, glänzt sie strahlend und wärmend, heilend und erleuchtend in unseren Kirchen?

Aus einem Wort, aus dem Klange eines Wortes leuchtet wohl da und dort ein Strahl dieser Sonne auf, aber — es ist bitter zu sagen — nur selten und nur verstreut. Und doch waren es die mannhaftesten, die treuesten und die deutschesten Worte, aus denen dieser Glanz hervorbrach. Da war der Krieg eine bittere Form des Daseins, wie Leben und Tod, Hunger und Liebe in Natur und Geschichte, gleich diesen nicht zu segnen und nicht zu verfluchen, unausweichlich und doch zu überwinden; nicht aber ein Haß oder eine Machtgier oder eine Rache für Erlittenes oder ein Vorrecht der Strafe über andere; nicht ein Trennendes, sondern eine allen gemeinsame, schwere und blutige Aufgabe.

Inzwischen änderte sich im Kampfe ums tägliche Brot das Kräftebild. Das Ideal der nationalen Gemeinschaft trat in schärfsten Widerstreit mit dem Idol des Individuums; Vaterlandsliebe und Egoismus, durch tausendfache Argumente notdürftig aneinander gebunden, klafften immer weiter auseinander, je mehr der Krieg von der ekstatischen Ausnahme zur schrecklichen Gewohnheit und organisierten Einrichtung wurde, und führten sich gegenseitig ad absurdum und also über sich selbst und ihre Grenzen hinaus; und das in allen Ländern. Wo die Krisis sich noch nicht vollzog, da wird, da muß sie sich vollziehen. Ich meine nicht eine Krisis der Staatsform, sondern eine Krisis des Herzens! Denn die Gemeinschaft der Menschen, vorher eine Nachlässigkeit, ist eine blutige Sehnsucht, ein jähes Aufflammen im Menschenherzen geworden, ein widerwilliges Sicherkennen, ein widerstrebendes, dennoch unaufhaltsames Sichaufgeben, Sichgeben. Der Infanterist mit erhobener Waffe erkennt es plötzlich im Auge seines Feindes, der Übersetzer begreift es aus den Briefen des Kriegsgefangenen, der Arzt weiß es längst vom Operationstisch, der gequälte Zeitungsleser abstrahiert es aus all den krampfhaften Täuschungen und Selbsttäuschungen.

In vielfacher und rätselhafter Gestalt schließen sich die Anzeichen zu einem magischen Ringe, der über Nationen, Rassen und Konfessionen hinweg die arme Menschheit umfaßt zu einer Gemeinschaft der Schuldigen aneinander, der Hilfsbereiten, der Liebenden, der schuldig Unschuldigen in Gott.

Nur als freiwilliges Glied der Menschheit können wir wieder Mensch werden nach dem unseligen Zustand eines werktäglichen Berufstieres und Maschinenhebels und eines sonntäglichen Ich-

Meiner-Mir-Michs. Die Nation kann sich nun nicht ihrerseits als Individuum abschließen und (soweit ihr dumpfes Wollen in Einzelnen bewußter führender Wille wird) sich nur selbst wollen innerhalb der Welt, sonst wäre der Egoismus der Person nur um einige Grade erweitert zu dem der Nation, und wäre statt Hingabe doch nur ein Egoismus zweiter Dimension. Und so scheint mir das Nationalitätenprinzip in dem Augenblicke menschlich überschritten zu werden, da es politisch anerkannt und abgesteckt ist. Oder müssen wir auch dieses in seinem ganzen Ausmaß erst durchwirken, ehe wir es überschreiten dürfen?

Und die Menschheitsidee, die sich nur selber wollte innerhalb der Welt, wäre sie nicht statt Hingabe doch erst ein Egoismus dritter Dimension? Aber die nach Erlösung von sich selbst, nach Erlösung vom ewigunseligen Wollen tastende, lechzende, aufschreiende, stillbetende, ahnende Sehnsucht des Einzelnen für sich wie für Volk oder Menschheit, denen er sich stellvertretend verantwortet fühlt, zielt auf das Ganze, zielt aufs Göttliche schlichthin.

Ob die Einzelindividuen eine Gemeinschaft bilden können und ob ein Inhalt begriffen werden kann, der so stark und umfassend und so einfach ist, daß alle Individuen darin aufzugehen vermögen; ob ein werktätiges, stilles Menschentum diesen Inhalt darstellen, ob eine Religionsform diese Gemeinschaft vorbereiten oder ob diese Gemeinschaft eine Religionsform aus sich gebären kann, wage ich nicht zu erwägen: es ruht darin aber die Lebensfrage unserer Kunst, unserer Kultur, unserer Religion, kurz unseres Zeitalters. Und in solchem Sinne ist dieser Krieg eine Krisis, gebe Gott die Krisis unserer Menschheit.

Nur ein solcher Sinn des Krieges vermag wohl zu erklären,

warum fast alle Völker wider besseres Wissen und Wollen, trotz aller Schrecken und neben aller politischen Verführung, eines nach dem anderen dumpf dahin drängten, sich mit in den blutigen Mischkessel zu stürzen, um mit aufzugehen in dem Entstehen.

Jede Religionsform enthält in ihrem innersten Kerne die Ahnung oder den Gedanken der Unseligkeit des Individuums und der Erlösung durch die Hingabe, der Gemeinschaft im Göttlichen, der Auflösung im Allgöttlichen. In dem Maße, wie eine Religionsform von diesem Kerne aus ihre historischen Verkrustungen, Verzweigungen und Angliederungen lebendig durchdringt, mag sie imstande sein, der heilige Mischkrug zu sein und mehr oder weniger des Urinhaltes zu fassen. Natürlich kann sie dabei nicht sich für alleinseligmachend halten und alles außer ihr als Ketzerei verfolgen oder verachten. Natürlich aber kann sie dabei auch nicht Staatsreligion, d. h. Dienerin, Deuterin und Umdeuterin der jeweiligen Staatsraison sein. Wenigstens nicht, solange der Staat seine Einrichtung, seine Gesetze und Handlungen von der baren Zweckmäßigkeit ableitet, d. h. solange er „wertfremder Zweckstaat" ist. Ich beziehe mich hier auf die Begriffsbestimmungen Leopold Zieglers in seinem Traktat über „Volk, Staat und Persönlichkeit"*), wo er dem Zweckstaate den „zweckfreien Wertstaat" gegenüberstellt, dessen Einrichtung, Gesetze und Handlungen durch moralische Werte und Ideen bestimmt sind.

Wir unsrerseits sind auf unserem bisherigen Wege dahin gelangt, zu unterscheiden zwischen einem Gebäude, dessen Anordnung, Gestalt und Größe ganz oder vorwiegend von Zwecken abgeleitet

*) S. Fischer. 1917.

ist und einem solchen, dessen Anordnung, Gestalt und Größe durch die Idee eines zweckfreien Raumwertes entscheidend bestimmt ist. — So werden wir nun die Vitruvsche Unterscheidung der Bauten nach Bauanlässen, d. h. die Unterscheidung von Profan- und Sakralbauten im landläufigen Sinne endgültig verlassen und das Ergebnis unserer bisherigen Betrachtungen in die Unterscheidung der Begriffe Zweckbau und Wertbau hineinpressen können. Dieselbe läßt natürlich sinngemäße Anwendung auf alle Baugattungen zu, für die kirchliche Gattung aber ergibt sich, daß der Begriff des religiösen Wertbaues, der Wertkirche, mit dem von uns zuvor abgegrenzten und bedingten Begriffe des Sakralbaues wesentlich zusammenfällt.

Übertragen wir endlich die Begriffe Zweckkirche und Wertkirche aus dem Bereiche der sichtbaren Bauformen in das der unsichtbaren Religionsformen, so tritt auch hier eine analoge, *begrifflich* reine Scheidung von Zweckreligion und Wertreligion ein, und scheinbar ergibt sich, daß Zweckreligion den Zweckbau, Wertreligion aber den Wertbau, d. h. also den Sakralbau bedingen müßte; wir erinnern uns aber, daß ein Sakralbau nur dann mit zwingender Gewalt entsteht, wenn die Religion raumhaft ist, so daß ihre geistigen Werte in räumlichen Werten aufgehen können. *Historisch* finden wir alle Mischungen und Übergänge vor: von der Zweckreligion, die so raumhaftend ist, daß sie Raumwerte schafft und in diesen Raumwerten erst die vielleicht in ihr schlummernde Wertidee offenbart — bis zur Wertreligion, die so raumentbunden ist, daß sie keine Bauten oder nur Zweckbauten hervorbringt und in ihnen erstarrt. *Begriffsmäßig* aber gelangen wir zu der Feststellung, daß Raum-

haftigkeit und Werthaftigkeit der Religion vereinigt die vollkommenste Vorbedingung des Sakralbaues sind, und daß solcher Sakralbau die reinste Verbindung eines Bauinhaltes mit einer Bauform, also die höchste Baukunst darstellt.

Endlich aber, um zum Ausgange dieser begrifflichen Unterscheidung zurückzukehren, ist zu erkennen, daß Zweckstaat und Wertreligion in verschieden gelagerten Ebenen verlaufen und keinen Schnittpunkt haben, während Wertstaat und Wertreligion parallel verlaufen und ihren Schnittpunkt im Unendlichen finden.

Gegen einen Zweckstaat also, neben und in einem Wertstaate aber könnte wohl die evangelische Kirche aus ihrem christlichen Wert und Kern: der Gemeinschaft der Liebe und der Erlösung durch die Hingabe an die göttliche Gemeinschaft, ein Gefäß der Zeit werden; ist sie doch einmal imstande gewesen, das ganze geistige Leben einer Zeit in sich aufzunehmen; möge sie sich nun fähig zeigen, das aufgenommene ihrem ureigensten Wesen zu einem Ganzen zu verschmelzen.

Zu den Menschen möchte ich sagen: Klopfet an die Tür der Kirche, bringt euch und euer Alles herein und fügt daraus die große Opfergabe der Menschheit an die Gottheit, tretet heran zu dem großen Liebesmahle, dem Sakrament der Hingabe und Gemeinschaft. Und zur Kirche möchte ich sagen: 1914 traten wir bei dir ein, wir sahen und warteten, wir hörten von deinen Kanzeln, was wir zu hören erwarteten, hörten vom Segen der Waffen, von der Herrlichkeit des Vaterlandes und der Schnödigkeit der Christen anderer Nation, hörten aber selten von dem, das wir nicht erwarteten und doch ahnten. Und die Sehnsucht nach diesem führte uns von den Kanzeln weg. Tue deine Tore

weit auf, lade mit einer einzigen Gebärde der Liebe alle, die noch Feinde sind, zu deinem Abendmahlstische, auf daß wir noch einmal bei dir eintreten mögen, noch einmal unsere Herzen dir anvertrauen mögen. Aber wahrlich, die Stunde wird darnach nicht wiederkehren, da du deine Mauern mit Leben füllen kannst. Versäumst du die Stunde, so bleibst du Gemäuer, und das Leben irrt draußen umher, oder es wird Form und Gestalt werden auf deinen Trümmern. Erkennst du die Stunde, so wird das Leben dich wieder umspülen, dein schlummernder Kern wird wieder Keime treiben und eine lebensvolle junge Gestalt hervorbringen, und diese Gestalt wird sichtbar werden in einer neuen Gestalt deiner Kirche.

Wofür aber bedarf der frei gewordene, aus seinem freien Willen sich hingebende Mensch einer solchen Kirche? Nicht für sein tägliches Wirken, nicht für die stille Tat der Liebe, nicht für seine Selbstzucht, seine Selbstbesinnung oder sein Gebet im Kämmerlein; auch nicht für die aus der Predigt fließende Belehrung. Dies alles bildet den Bezirk des auf sich selbst gestellten Ich, den es erobert hat und besitzt; in diesem Bezirke hat es sich entfaltet und aus einem Objekte zum Subjekte des religiösen Verhältnisses sich entwickelt; mit eben dieser Entwicklung aber drängt es über die Grenzen des Bezirkes hinaus.

Das Urwollen, das die tausendfache Welt ins Sein stellte und sie durchdringt, tausendfältig zerstrahlt zu tausend Formen und Wesen, die sich selber wollen so lange, bis das bewußt leidende Ich aus sich selbst herausspringen, sich seiner selbst entäußern, sich darbringen will und also den Urstrahl des Wollens umwendet und ihn, tausendfältig vereinigt, wieder auf

Gott richtet: das ist die Erlösung des Einzelwillens im göttlichen Willen, das ist die Erlösung des Einzelseins in der Erlösung des Seins vom Sein. Das ist die Religion der Menschenliebe und der Gottesliebe, geboren aus dem dreimal heiligen Leid.

Mag dies auch nur eine der vielen Formen der Deutung und Vorstellung sein, unvollkommen und anfechtbar gleich vielen anderen Formen, so wurzeln sie doch alle in der dunklen Scholle der Brust, sind gewachsen im Tau der Tränen und recken die Äste und zarten Blätter zum Lichte des Himmels.

Die freiwillige Hingabe des Ich als des neuen Subjektes nun, die wirksame Vereinigung der Einzelseele mit der Vielheit der Mitseelen zu einer höheren Einheit, das Aufgehen des einzelnen Willens in der Einheit des göttlichen Urwollens, das ist die Gemeinschaft der Heiligen, d. h. derer, die den Willen der Gottheit wollen, täglich und stündlich, in sich und außer sich, in der Kirche und außer der Kirche.

Ort dieser sichtbaren Gemeinschaft aber und ihrer stärkenden Wirklichkeit ist der Kirchbau; er ist nicht nur das Gehäuse der Versammlung, er ist die sichtbare Form und Gestalt der Gemeinschaft. Wie der Gang zu dieser Kirche ein sichtbarer Schritt zur Opferung des Ich, so ist ihr Bau eine sichtbare und spontane Gebärde der Gemeinschaft, eine Selbstdarbringung durch die Baukunst um der Erlösung willen.

Als Erscheinungsform, als Raumform dieser Opferung und Darbringung der Vielen an die Einheit wäre die Kirche der Ort der Gemeinschaftsversammlung und der Ort des die Gemeinschaft der Liebe seienden Abendmahls in besonderem Sinne, sie wäre sakraler Ort. Sakral nicht wie bisher aus Raumfurcht

oder Machtfurcht, durch Fetisch oder Reliquien, durch Materie oder Dogma. Solches schuf bisher zuerst die Bedeutung des Ortes und erweckte dann den religiösen Drang, diesen Ort zur Raumform zu erheben. Nun aber quillt der Drang, die Kirche als eine Raumform der Gemeinschaft zu bauen, unmittelbar aus dem religiösen Erlösungstriebe und zieht umgekehrt erst daraus die sakrale Bedeutung des freigewählten Ortes. Also nicht infolge örtlicher Gebundenheit der Religionsübung entstünde dieser Sakralbau, sondern die zur Raumform drängende religiöse Idee bände sich freiwillig an den Ort, also daß dieser dadurch zu jeder Stunde, jedem Auge sichtbar, jedem Herzen fühlbar und heilsam, sakraler Ort würde. Keimhaft ruht diese Idee schon in der materiell gebundenen katholischen Raumhaftigkeit, zuweilen fast fühlbar, noch nicht aber wirkend; triebhaft regt sie sich auch in der raumentbundenen protestantischen Formflucht; hier aber würde sie sich entfalten zu Blüte, Frucht und neuem Samen.

Solch ein Kirchbau wäre in einem neuen, freien und geistigen Sinne Sakralbau.

Ausblicke

Die letzte Vergeistigung der Kirche und der Kirchbaukunst weist auf eine Vergeistigung der menschlichen Gesellschaft und ihre Entfaltung zur wirklichen Gemeinschaft hin, fällt also irgendwie zusammen mit einer geistigen Ordnung des staatlichen und sozialen Lebens, mit einer Rangordnung des Wertes an Stelle der des Erbes oder jener des Maßes, bedeutet also eine Religion des Geistes auf umfassender Grundlage und von umgreifender Form. Auch nur der Versuch, die Umrisse dieser unmöglichen Möglichkeiten und, wie ich glaube, latenten Notwendigkeiten des Christentums in die Luft zu zeichnen, würde unsere bisherigen Betrachtungen wie ein riesiges Gewölk überschatten und zugleich nebelhaft und höchst phantastisch wirken. Ich beschränke mich daher abschließend auf die Behauptung, daß die hier aufgeworfene und behandelte Frage nach dem neuen Sakralbau vom Standpunkte der protestantischen Kirche für heute verneint werden muß, von einem konfessionell und parteilich weitesten, religiös strengsten Standpunkte dagegen für die Zukunft — und sei es für die fernste Zukunft der europäischen Menschheit — bejaht werden muß.

Wenn nun auch das Auge des Architekten sich vom spekulativen Morgen und Übermorgen zurück zum empirischen Heute wendet, um dessen Aufgaben praktisch zu erfassen und zu Gebrauchsformen zu verdichten, so steigen doch diese Formen aus der Erinnerung des — bewußt oder unbewußt — zuvor Erschauten auf und wirken, je mehr sie das Heute erfüllen, das Morgen.

Welcherlei Aufgaben aber stellt ihm heute die evangelische Kirche? Das Bauproblem, aus dem diese Betrachtungen entsprungen sind, und das, nach den äußeren und inneren Zerstörungen, Versäumnissen und Wandlungen des Krieges, uns von neuem auf dem Herzen liegt, klärt sich nun. Zwei Gruppen des Programmes, die sich bisher darin durchkreuzten und widerstritten, lösen sich voneinander ab, nämlich die Bauaufgaben der Seelsorge, Lehre und Predigt von jenen der Anbetung und des Sakramentes.

Die Seelsorge ist die vornehmste Aufgabe des Pfarrers als eines persönlichen Menschen; ihr baulicher Ausdruck ist das Pfarrhaus. Es nicht nur zur Dienstwohnung im gewöhnlichen Sinne, sondern zur Werkstatt der Seelsorge zu schaffen (wofür ich ein bescheidenes Beispiel im einleitenden Kapitel zu schildern versucht habe), sei der gemeinsame Wille von Bauherr und Architekt, gewissermaßen ihr „immanentes Bauprogramm".

Die Seelsorge des Pfarrers aber ist nur die berufliche und berufene Ausübung dessen, was letzten Endes jeden Menschen mit seinem Nächsten, seiner Familie, seinen Freunden und Schutzbefohlenen verbindet und dadurch jedes Menschen Haus nicht nur zu einer Ruhestatt, sondern zu einer Werkstatt seiner Seele

macht. So könnte das „immanente Bauprogramm" des Pfarrhauses klärend auf das technisch und ästhetisch übersättigte Bauprogramm des Wohnhauses wirken. Ich habe selbst genug Wohnsitze gebaut, um hier nichts Unpraktisches, nichts Formfeindliches, nichts Freudloses im Sinne zu haben. Um aber auch in dem, was ich hier unter Seelsorge verstehe, nicht ganz mißverstanden zu werden, möchte ich als ihr konträres Zerrbild nur Ibsens „sittliche Forderung" nennen. Diese zersetzt, jene faßt zusammen und ist die liebende Sorgfalt um jede einzelne Seele und also die aufs Geistige übertragene helfende Nächstenliebe.

Die praktische Nächstenliebe und Gemeinschaft findet ihren baulichen Ausdruck in sogenannten sozialen Anlagen, wie Schulen, Krankenhäusern, Lesehallen, Kleinwohnungen, Wohnkolonien, Stadtanlagen, und sollte das „immanente Bauprogramm" derselben sein. Nur dieses Bauprogramm der tätigen Nächstenliebe, nicht Spekulation, Propaganda, Konkurrenz oder Eitelkeit, kann die Grundstimmung geben, aus der heraus Bauherr und Baukünstler heute das schaffen, was heute und morgen not tut. Bauaufgaben der Kirche auf eben diesem Gebiete sind die Versammlungs- und Unterrichtssäle, die der Lehre nnd Unterweisung durch den Geistlichen dienen, die Diensträume zur Verwaltung der Gemeinde und die Wohnungen kirchlicher Beamter und Helfer. Sie alle bilden mit dem Pfarrhause eine Wesenseinheit und drängen daher nach baulicher Einheit, sei es in einem Gebäude oder in einer Baugruppe, die mit dem Worte „Gemeindehaus" treffend bezeichnet wird. Wichtig für die Erfüllung des „immanenten Bauprogrammes" der einzelnen Teile ist der künstlerische Ausdruck ihrer Werteinheit.

Ganz und gar zu dieser Einheit gehört der Predigtraum, das Predigthaus. Die Predigt möchte ich die gehobene Form der Lehre und Unterweisung und die Sammelform der Seelsorge nennen, sie ist die Verbindung dieser beiden Grundtätigkeiten des evangelischen Geistlichen, und auch in ihr ist seine Persönlichkeit von entscheidender Bedeutung. Ob er in all diesen Formen ganz und gleichmäßig zu wirken vermag, oder ob er in einer derselben sich vorwiegend entfaltet, hängt von der besonderen Art der Begabung ab und dürfte wohl an sich noch keinen Maßstab für den Wert seines Wirkens abgeben. Es scheint jedoch, als seien die Gemeindeglieder leicht geneigt, die Gabe der Kanzelrede ohne weiteres höher und wichtiger zu erachten als jene der Lehre oder der Seelsorge an sich. Ja die Beziehung der Gemeindeglieder zur Kirche und damit zum Gemeinwesen ist geradezu von ihrer Stellung zur Predigt abhängig geworden. Denn da für den gebildeten Hörer die Predigt, sowohl der Form wie dem Inhalte nach, Gegenstand der Kritik ist, so braucht ihm nur eines von beiden nicht zuzusagen (was bei individuell freiem Vortrage einer Lehre ohne Dogmen immer möglich ist), damit er sich in eine fremde Gemeinde oder Ideengemeinschaft verlaufe und so der Tatgemeinschaft seiner eigenen Gemeinde verloren gehe. So gibt es je nach Talent und Mode des Redners volle und leere Kirchen, und die Berechnung der Sitzezahl nach Prozenten der Seelenzahl erweist sich immer als ganz falsch, da in dieser Rechnung die Potenz des Redners vergessen ist. Es ist damit nicht anders als mit vollen und leeren Hörsälen. Sobald man sich aber entschließt, es so anzusehen, braucht man nicht mehr mit Emphase von „leeren Kirchen" zu reden, man wird auch

nicht mehr die Predigthäuser mit Emphase als „Kirchen" erbauen, deren Leersein als ein religiöses Übel gelten muß. In alledem liegt eine Überspannung der Predigt.

Ihre Bewertung ist im Ursprunge der Reformation so fest verankert, daß ich nicht wagen würde, von einer Überspannung zu reden, wenn ich nicht meine eigene Erfahrung hierin von mancherlei Seite bestätigt fände. Auch bin ich mir klar, daß ein Problem, das so nahe an die Grundlagen der evangelischen Gottesdienstordnung rührt, nicht einseitig oder vorwitzig vom Kirchbaumeister angepackt werden darf. Klare Durchbildung des Predigthauses, enge Verbindung mit dem Gemeindehause und bauliche Auswägung der Werte vermag jedoch einer Lösung des Problems vorzuarbeiten. Wenn das Predigthaus wegen seiner Größe sich auch nicht ohne weiteres den übrigen Teilen des Gemeindehauses einfügt, so bildet es doch mit ihnen eine wesentliche Einheit und verlangt nach bautechnischer und vor allem nach baukünstlerischer Einheit. Mit dieser Einheit ist natürlich etwas anderes als nur Gleichheit des Materials oder der „Stilart" gemeint. Aus ihr kann vielmehr der Architekt für das „immanente Bauprogramm" der Teile und des Ganzen die fruchtbarsten Anregungen gewinnen.

Der evangelische Gottesdienst besteht aber neben der Predigt aus Gemeindegesang, Schriftlesung, Gebet, Segen und Sakrament, die alle weniger dem Bedürfnis des Verstandes nach Belehrung und Erbauung als vielmehr dem unmittelbaren Bedürfnis des religiösen Gefühls nach Hingabe, Darbringung, Anbetung, Versöhnung, Erlösung entsprechen, und so eine von der Predigt grundsätzlich getrennte Gruppe bilden, die ich in Er-

mangelung einer treffenderen Bezeichnung die „religiöse Feier" nennen möchte. Die Predigt beruht ganz auf der Eigenart des Geistlichen, die Feier ist — vergleichsweise — unabhängig davon. Die Predigt wird vom Verstande aufgenommen und reflektiert (falls sie nicht ein dichterischer Versuch am ungeeigneten Objekte sein will), die Feier ist Impuls und aktive Leistung des Gefühls, und zwar des im Kollektivgefühl der versammelten Gemeinde sich entfaltenden und aufgehenden Einzelgefühls. In dieser seltsamen Drängung passiver Rezeptivität und aktiven Impulses in die Spanne einer kurzen Stunde liegt die Besonderheit und, wie ich aus reiner Erfahrung behaupten möchte, die Problematik des evangelischen Gottesdienstes. Es kann auch sein Zauber darin liegen, wenn nämlich die persönliche und schöpferische Kraft des Geistlichen und die Übereinstimmung mit seiner Hörerschaft es ermöglichen, den aus Predigt und Feier gemischten Gottesdienst als ein Ganzes zu schaffen und zu erleben. Es bleibt aber die Frage, ob auf einem solchen Ausgleiche widerstrebender Teile, wie er zwar nicht nur als Ausnahme, aber auch bei weitem nicht als Regel gelingt, eine ganze Gottesdienstform sicher genug ruht, und ob ein solcher Ausgleich eine Addition und nicht vielmehr eine Subtraktion der Wirkungen bedeutet.

Wenn immerhin erfahrungsgemäß mancher Feierbedürftige sich durch seine Kritik an der Predigt vom Kirchenbesuch abhalten und mancher Anhänger eines Redners sich durch das „Drum und Dran" der Feier stören läßt, so mögen beide Urteile einseitig irren, dennoch aber geht allerlei Nachdenkliches aus ihnen hervor:

1. Das echte Bedürfnis nach Predigt und nach Feier ist in verschiedenen Menschen verschieden, aber auch im selben

Menschen heute und morgen, früh und abends nicht gleich, und also auch die Aufnahmefähigkeit.

2. Die Abhängigkeit des ganzen Gottesdienstes von den persönlichen Überzeugungen und Talenten des Pfarrers und von der Kritik der Gemeinde an denselben ist gefährlich nicht nur für den Kirchenbesuch, sondern für die religiöse Gemeinschaft der Gemeinde.
3. Auf der Predigt ruht heute der Kirchenbesuch. Je mehr aber der Gebildete Ersatz der Predigt nach eigener Wahl in Literatur und Wissenschaft sucht, und das um so eher, je eifriger ihrerseits die Predigt sich in das Gewand von Literatur und Wissenschaft zu hüllen liebt, desto ungewisser wird Unterlage und Aufbau des Kirchenbesuches.
4. Die Verkümmerung der „religiösen Feier" beraubt die Kirche der festen Unterlage.

Noch einmal drängt mich das Problem einen Schritt über das Heute hinaus. Ein Schritt nur vorwärts, und die religiöse Feier trennt sich von der Predigt, beiden zum Gewinn, die sich nun aus eigener bisher nie ganz entfalteter Kraft heraus potenzieren, statt einer problematischen Addition, wenn nicht gar einer Subtraktion.

Zeitliche Trennung ist natürlich auch im bisherigen Kirchengebäude möglich, doch findet die religiöse Feier in dem vorwiegend als Predigtkirche empfundenen Bau wenig Rahmen und Widerhall. Die zeitliche Trennung drängt vielmehr zur räumlichen Trennung, und mit einem Aufatmen wird der Baumeister die beiden getrennten und geklärten Aufgaben ergreifen: das Gemeindehaus mit Predigthaus und die Feierkirche.

Das Bauprogramm des Predigthauses ergibt sich einfach und einhellig aus dem Zwecke; von der Bewegung des Raumes

auf die Kanzel, von der daraus sich ergebenden Mannigfaltigkeit und Beschränkung ist im 4. Kapitel bei der Behandlung des radikalen Bauprogrammes die Rede gewesen. Auch dieses Programm aber ist nun befreit von der Forderung, doch nebenher und irgendwie eine „Kirche" für den Altardienst darzustellen, und ist bereichert für die innere und äußere Gestalt durch das „immanente Bauprogramm" des Gemeindehauses. Die historisch herangewachsene Form der vielfachen Emporenhalle kann sich ganz neu entfalten.

Das Bauprogramm der Feierkirche, oder wie ich jetzt kurz sagen möchte, der „Kirche" ergibt sich einfach und einhellig aus dem Altardienste. Der Altar, der Ort des Gebetes, des Segens und des gemeinschaftlichen Mahles, steht entweder an der einen Seite eines Längsbaues, von hier aus den Raum beherrschend, oder in der wirklichen Mitte eines Zentralbaues, von der Gemeinde allseitig umgeben. Mit dem Wegfall der Kanzel verschwindet nicht nur die Zwiespältigkeit der Raum- und Gestühlrichtungen, sondern der Raum folgt nun an Gestalt und Größe seinem eigenen monumentalen Gesetz, das Gestühl erfüllt ihn nicht mehr notwendigerweise bis in den letzten Winkel, sondern wird lockerer und fügsamer, Emporen kommen kaum in Betracht. Unendliche bauliche Möglichkeiten eröffnen sich.

Die eigentliche Entwicklung des Bauprogrammes aber kann erst aus der ritusmäßigen Entfaltung all der religiösen Kräfte folgen, die in den jetzigen Bestandteilen der Feier noch schlummernd oder schon entschlafen ruhn:

Der Gemeindegesang als einfältigster Ausdruck frohen Aufgehens des Einzelnen in der Gemeinschaft, der Wechselgesang mit

dem geschulten Chore, die Schriftlesung und das gesangweise Vortragen der biblischen Erzählungen, fortschreitend bis zur Kantate und zum Oratorium. Diese Kirche wird dennoch nicht zum Konzertsaale werden, sondern Musik und Dichtkunst werden gern das glänzende Licht der Bühne missen, wo sie mehr geben, als sie empfangen, und in die selbstlose, ruhmlose Dämmerung der Kirche untertauchen, aus der sie reicher wieder auftauchen.

Das stille und das gemeinsame Gebet, nicht als Formel, sondern als ein Opfer des Herzens aus dem Drange der Stunde und aus der Not der Zeit, gipfelnd in der Feier des Liebesmahles wie in den Feiern der Taufe, Einsegnung der Konfirmanden, Trauung und Aussegnung der Toten.

Diese Kirche wird jederzeit und jedem offen stehen, und wer eintritt, wird nicht ein leeres Gehäuse, sondern eine stille Stätte der Selbstbesinnung und des Untergehens, des Trostes und der Stärkung des Guten in seiner Seele, kurz des Gebetes, finden. Denn diese Kirche wird in jenem freigewählten, geistigen Sinne sakraler Ort sein.

Die Baukunst wird mit all ihrer technischen Kühnheit und steinernen Inbrunst Mauern und Pfeiler im Kreise aufrecken und Gewölbe spannen zur Kuppel über dem Altar und so erst ihrer ursprünglichen, raumschaffenden, raumheiligenden Kraft wieder innewerden. Die bildenden Künste werden gern dem kühlen Museum entrinnen und ihre glühenden Gestalten den Mauern der Kirche aufprägen. Sie werden alles geben und mehr empfangen.

Die Kirche wird diese und alle Quellen des Lebens, auch die verschütteten Brunnen alten Christentums, in sich sammeln, und daraus die Predigt und die Lehre und die Seelsorge speisen.

Zum Zeichen aber, daß ich hier nicht mit klingenden Worten

von einer unerreichbaren Zukunft rede, sondern wirklich nur einen Schritt über das Heute tue, will ich mit dem Berichte eines unscheinbaren und sicher an manchem Orte sich wiederholenden Erlebnisses schließen:

Eine schnell herangewachsene Gemeinde besitzt ein vierhundert Jahre altes Kirchlein, das ihr vertraut und wert, aber viel zu klein ist. Es soll abgebrochen und an seiner Stelle eine fünfmal größere neue Kirche aufgeführt werden. Alle sehen die Notwendigkeit und alle sind betrübt. Da taucht folgender Plan auf: Die alte Kirche mit ihren dicken Mauern und ehrwürdigen Gewölben soll stehenbleiben; an sie anschließend, dreiseitig sie umflügelnd, soll ein neuer Gebäudezug errichtet werden, bestehend aus Pfarrei, Gemeindehaus und großer lichter Predigthalle, und zwar so, daß die Predigtgemeinde zum Abendmahl in die alte Kirche übergehen kann. Diese aber, am Platze im Schatten der alten Bäume, von Noteinbauten befreit, behutsam instand gesetzt wird die „Kirche", ein neuer starker Turm hilft ihr die ganze Baugruppe beherrschen. Die Gesamtkosten aber sind trotz Zufügung des Gemeindehauses nicht höher als beim ursprünglichen Plane, da das Predigthaus keine Kirche, dafür aber um so besser das wird, was es sein will.

Eine Nachbargemeinde, die keine alte Kirche zu bewahren hat, sondern völlig neu bauen will, geht von diesem Beispiele aus, formt und ordnet alles freier und klarer und schafft so einen neuen Typ.

Hier aber ist der Punkt erreicht, wo ich die Feder niederlege und ungeduldig nach dem Stifte greife.